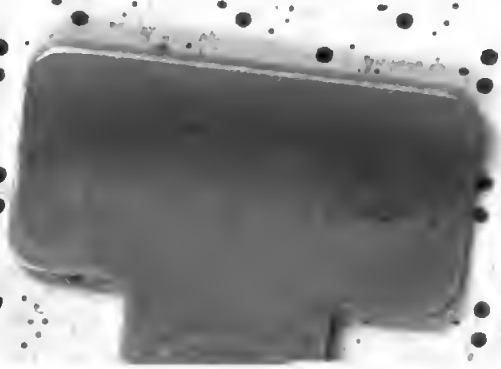
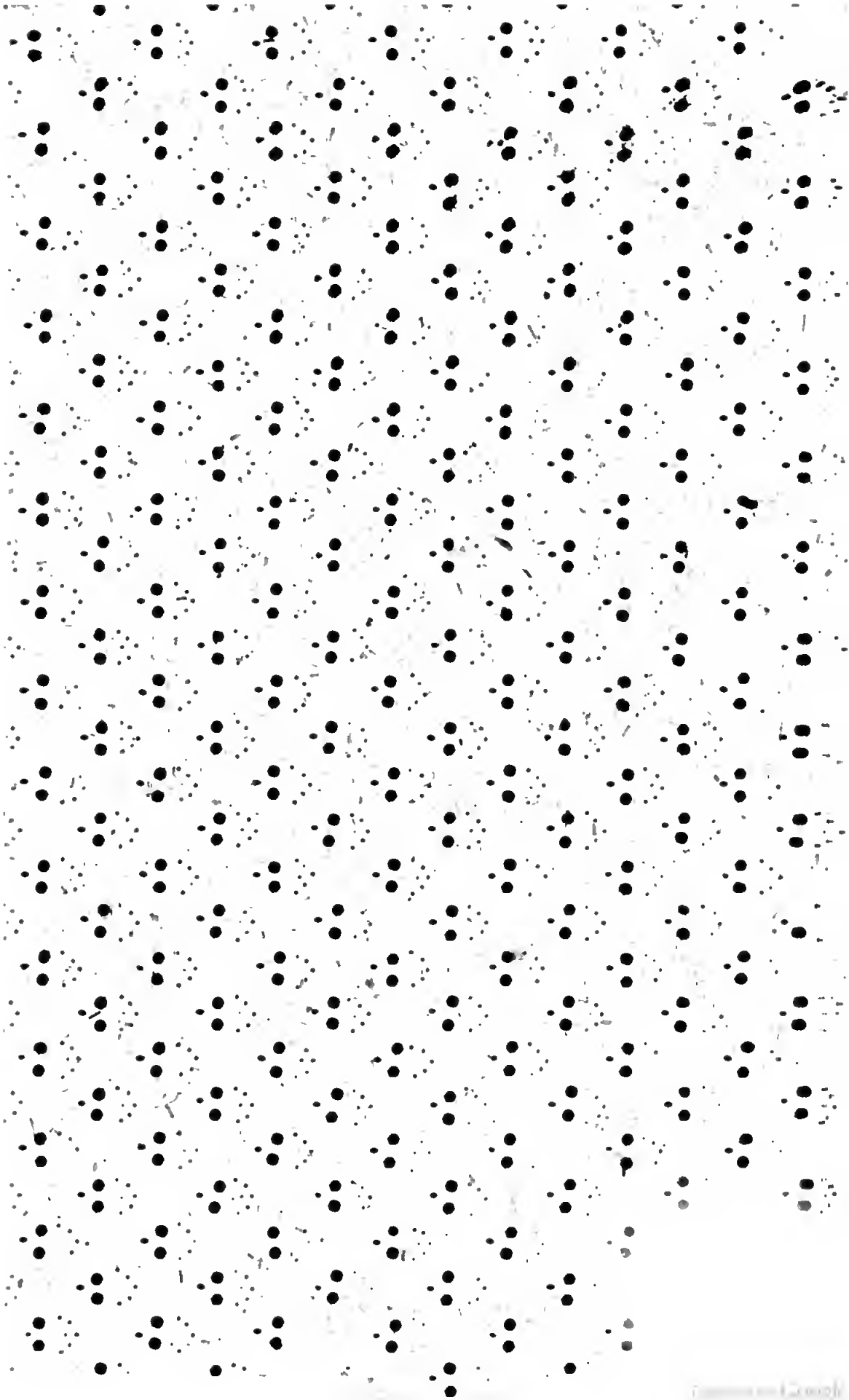
NATIONALBIBLIOTHEK
IN WIEN
147380-A
ALT-

133. H. 46.





Coll

Der Unbekannte

oder

der Kampf mit den Verhältnissen

von

Aug. Lafontaine.

Zweyter Band.

Wien.
in der Haas'schen Buchhandlung
1815

147380-A

Der
Kampf
mit
den Verhältnissen,
oder:
der Unbekannte.

Zweytes Bändchen.

Der Präſident verſpricht, und man hält ihn beym Wort.

Der Präſident, ſo fein er war, ſo daß er am Hofe jede Cabale, wo ein Ehrgeiziger einem ehrlichen Manne ein Bein oder beyde unterſchlug, vier Wochen vorher errathen konnte, und alſo vier Wochen vorher ſeine Beſuche von dem Geſtürzten abzog, um bey ſeinem Falle ruhig ſtehen zu bleiben, eben dieſer Präſident, der ſich unaufhörlich alle Preismedaillen, Ehrenkränze der Menſchenkenntniß überreichte, war doch nicht ſo fein, in ſeinem eigenen Hauſe ſeine Frau und ſeine Kinder zu errathen.

Der Präſident hatte, ſo lange er Frau und Kinder hatte, ſo viel Uebles von der Empfindſamkeit, noch mehr über die Schwärmerey und die viſionäre Myſtik, die dem Verſtande ewig entgegen tritt, geredet, — er that ſich in ſeinem Hauſe viel darauf zu Gut, unveränderlich ruhig zu ſcheinen, und damit hatte er auch in der That die vollkommene Herrſchaft

im Hauſe ſich verſchafft — ſo daß Frau und Kinder in ſeiner Gegenwart ruhig und kalt waren, wie er ſelbſt. Der Präſident hatte ſich alſo ſeit langer Zeit ſchon überredet, daß Frau und Kinder durch ſeine Weisheit die Welt gerade ſo anſähen, wie er ſelbſt, und er ſah die Welt und das Leben an als eine Wendeltreppe, die hohe Pyramide der Fürſtengunſt hinan, bis an die Stufen des Throns. Alles, was ihm begegnete, was er that, wurde von ihm zu einer Stufe höher gemacht, und er hätte darauf geſchworen, daß ſelbſt Diogenes Tonne nichts weiter geweſen ſey, als eine verſteckte Treppe hinauf. Auch war das nicht die Raſerey des blinden Ehrgeizes; nein! der Präſident hatte ſich feſt vorgeſetzt, ſo bald er die Spitze der Pyramide erreicht hätte, das goldene Zeitalter des Glücks für Alle zu ſchaffen, die unter ihm waren. Die Tugend hielt ihm alſo oben den ſchönſten Lorbeer entgegen. Bis dahin hatte er freylich nur zu thun, ſich Raum auf ſeinem Gange zu ſchaffen.

Er hatte ſo Unrecht nicht, und er hielt's eben ſo geheim, wie zehn tauſend Andere, die ſein Syſtem haben. Einen guten Anfang hatte er gemacht zu ſteigen. Da ſtieß er wieder auf einen Herrn von Heider, der in der Jugend ſein Freund geweſen war, und dem er nachher einige recht wichtige Dienſte hatte leiſten können. Heider war erſt vor ein paar Monathen am Hofe erſchienen. Der Fürſt empfing ihn wie einen alten Bekannten; denn Heider

hatte den Fürsten auf seiner Reise durch Italien und Frankreich eine Zeitlang begleitet, und zwar freywillig.

Niemand achtete auf den neuen Ankömmling, außer der Präsident, der Heidern und die Art seiner Bekanntschaft mit dem Fürsten kannte, und der Präsident hatte sich nicht geirrt. Herr von Heider erschien am Hofe, begleitete den Fürsten auf die Jagd; aber da er weder ein Amt annahm, noch irgend eine Auszeichnung, und da er eben so höflich und unanmaßend blieb, als zuvor, fürchtete Niemand, daß Heider der Günstling des Fürsten werden könnte, und er war es schon.

Herr von Heider hatte des Präsidenten System des Steigens; aber die Natur hatte ihn schon zu einem Günstling bestimmt, ob eines Fürsten, oder einer Dame, oder eines Reichen, das kam auf seine Lage an. Er schien nur Eine Gestalt zu haben, und immer die einnehmendste, und er hatte tausend Gestalten, die ihm alle leicht waren. Keinen Charakter zu haben, war sein Charakter. Nicht böse, nicht gut, konnte er alles seyn, wenn es sein Vortheil war. Er liebte das Vergnügen; aber er konnte jedes aufopfern für den Ehrgeiz den Niemand bey ihm gewahr wurde. Sein Betragen gegen alle Menschen war einfach und höchst natürlich, sogar zutraulich. Er redete mit Feuer, so bald er wollte, sogar mit Begeisterung, die natürlich schien, so bald es sein Vortheil war, und doch war alles, alles Ver-

ſtellung, die er aber ſelbſt nicht kannte, da ſie ihm ſo geläufig, ſo leicht war. Er trat überall zurück, wo man ſich drängte, und dennoch behielt er ſein Ziel beſtändig in den Augen, das Vertrauen, die Gunſt des Fürſten.

Obgleich er jetzt erſt am Hofe erſchien, ſo hatte er dennoch ſeine Bekanntſchaft mit dem Fürſten fortgeſetzt. Nur ſein reicher Oheim, deſſen Erbe er war, hatte ihn von dem Hofe zurück gehalten. So bald der ſtarb, erſchien er. Die alte Freundſchaft mit dem Präſidenten wurde ſogleich erneuert; und da der Herr von Heider auf den erſten Augenblick ſah, daß ihm der Präſident auf ſeinem Wege nicht im Wege ſtand, ob er gleich mit ihm denſelben ging, ſo ließ er, weil jeder Menſch doch einen Vertrauten haben muß, zu dem er ſagen kann: „So viel gelte ich!“ den Präſidenten genug von ſeinem Vertrauen mit dem Fürſten ſehen, und der Präſident beſchloß, den alten Jugendfreund für ſich zu einem Paar Stufen höher hinauf zu machen.

Auf einem Hofballe tanzte Heider mit einem ſchönen Mädchen, das er bis dahin noch nicht geſehen hatte. Er fragte den Präſidenten mit einer ſeltenen Art von Begeiſterung: „Wer iſt das reitzende Geſchöpf, liebſter Mönchborn?“

„Es iſt meine Tochter, mein theurer Heider!“ antwortete der Präſident mit dem Lächeln einer großen neuen Hoffnung.

„Deine Tochter?“ rief Heider, ihm die Hand

reichend. „Mein Gott! welch ein reitzendes Mädchen, die Liebesgöttinn selbst!“

Der Präsident fing an zu rechnen. Der Herr von Heider war schon in einer Art von Verbindung mit einer Hofdame. Heider lächelte, da der Präsident dieses Mädchens erwähnte, und sagte: „Wer mag sie noch sehen, wenn er deine Tochter gesehen hat?“ Der Präsident drückte ihm noch einmahl die Hand. Heider lächelte; aber er drückte dem Präsidenten den Finger auf die Lippen, und durch dieses Zeichen seines Vertrauens fühlte sich der Präsident fast eben so geschmeichelt, als durch das Lob seiner Tochter.

Heider fühlte wirklich so viel Neigung gegen Luisen, als eine schöne Tänzerinn, — das war sie, — mit einer so reitzenden Gestalt, mit dieser blühenden Jugend in seiner Brust erregen konnte. Er hätte fast eben so viel für eine aus Marmor oder von Guidos Pinsel gefühlt. Von seiner Liebe aus der Jugend war nichts übrig geblieben, als das Kunstgefühl für die weibliche Schönheit und eine ganz einfache Sinnlichkeit. Das Edle und Fromme von der Liebe hatte er lächelnd weggeworfen, wie man ein Transparent wegwirft, das zu einem Feste gebraucht, und das nur eine schöne Täuschung ist.

Aber diesem Schönheitssinne, der in Italien wirklich in seine Seele gebracht war, ließ sich nichts unterschlagen. Er hätte von seiner Gemahlinn vielleicht nicht Eine Tugend, obwohl den Schein von

allen gefordert; aber sie mußte schön seyn, besonders an Gestalt, die er dem Gesichte bey weitem vorzog; sie mußte eine schöne Tänzerinn seyn; und da er ein begeisterter Freund der Musik war, so forderte er von seiner künftigen Gemahlinn durchaus das Talent eines Instruments und eines schönen Gesangs. Er selbst spielte recht gut, und hatte gesungen, und er hatte in Italien unter den Mädchen, die er liebte, mit einer schönen Stimme nach der andern gewechselt.

Er drehte sich also noch einmahl gegen Luisens Vater um, und fragte eilig: „Singt deine Tochter? spielt sie ein Instrument?" Der Präsident wußte sogar, daß die schöne Stimme der Hofdame den Anfang zu ihrer Verbindung mit dem Herrn von Heider gemacht hatte. Man sagte im Sprichwort sogar: „Eine Sängerinn wird noch einmahl Frau von Heider." Es fiel ihm aufs Herz, denn Luise sang wohl; sie klimperte ein Wenig auf der Guitarre; aber doch nicht so, um den feinsten Kunstkenner, den Herrn von Heider, zu befriedigen. Und der Herr von Heider stieg in der Freundschaft des Fürsten von Tage zu Tage immer höher. Es war keine Zeit zu versäumen.

Der Präsident frägt am Tische lächelnd Luisen; „Wie alt bist du, mein Kind?" „Und an deinem Lächeln, liebe Frau" — die Frau lächelte nicht; denn die Frage ihres Mannes, die er so bedeutend that, hohlte einen Seufzer aus der wun-

den Bruſt bis an die Lippen — „an deinem Lächeln ſehe ich, daß die Mutter vielleicht ſchon eher den Brautkranz für die Tochter geflochten hat, als der Vater für den Gegenſtand von ſeiner Tochter Liebe ſorgte.

Da verließ der Seufzer auch der Mutter Lippen. Sie beugte das Haupt, als eine Sterbende, auf die Bruſt. Luiſe, zürnend über die lächelnde Härte des Vaters, hob raſch das Haupt empor; aber da ſie des Vaters Geſicht ſah, entfiel ihr der Muth. Ihre Thränen rollten in das Glas, da ſie, ihre Empfindung zu verbergen, an die Lippen geſetzt hatte.

Es war noch vor dem Aufſtehen vom Tiſch: eins von den Kunſtſtücken der häuslichen Tyranney. So bald der Präſident etwas wollte, wobey er irgend eine Einrede befürchtete, ſo verſparrte er die Ankündigung bis ans Ende der Tiſchzeit. Er ſprach, und gab das Zeichen zum Aufſtehen. Die Bedienten kamen, und er ging in ſein Cabinett.

So auch heute. „Mein Vater," rief Luiſe mit einer Stimme, die doch lauter und beſtimmter war, als ſonſt — „mein theurer Vater, das, was Sie ſagten, betrifft mein Glück, nur das Meinige, nicht eines Andern, ſo nah, daß ich" —

„Eine Stimme dabey haben muß," fiel der Vater ein — „verſteht ſich, Liebe, verſteht ſich! Du ſowohl, als deine Mutter. Aber ich liebe es nicht, daß man früher redet, als es Zeit iſt." Er ſchell-

te, und ſtand auf. Die Unterredung war zu Ende.

Nach Tiſch legte ſich die Tochter zürnend, und voll unendlicher Liebe an das Haupt der Mutter, die eben ſo unglücklich war, als die Tochter.

Nach ein paar Tagen wollte der Vater in die Hauptſtadt reiſen. Er ſtreichelte Luiſen über die Wange, und ſagte freundlich: „Ich hoffe, Luiſe, du ſollſt ſehr glücklich ſeyn! ſehr! ſage ich dir! mehr als du denkſt. Du haſt deine Mutter immer mehr geliebt, als mich. Aber du ſollſt ſehen, was ein Vater kann.“

In der That, das Innere des Vaters war warm geworden. Er ſah ſeine Luiſe, als die Gemahlinn des Günſtlings des Fürſten, und ſich und ſeine Familie im Steigen. Er zweifelte nicht einen Augenblick an Luiſens Beyfall. Er kannte alle Welt, nur ſeine Familie nicht.

Luiſe war überraſcht von der Wärme ihres Vaters. Sie beugte ſich auf ſeine Hand, wahrlich, mit einer größern Dankbarkeit, als ſie je gegen ihre Mutter gefühlt hatte. Sie fragte aber dennoch: „O was iſt denn mein Vater? Sie ängſten mich.“

„Ein Geheimniß, mein Kind, ein ſchönes Geheimniß, wo du recht ſchön erröthen wirſt, wenn es gelöſt iſt; ein Geheimniß, das du unverrathen glaubſt, das du höchſtens der Mutter vertraut haſt. Aber gib Acht, ich habe es errathen; ich ſage dir, mache dir einen Myrtenkranz zurecht, ich bringe den mit,

deſſen Hand ihn der ſchönen Stirn aufſetzen ſoll!“ ſo ſagte er, und ging.

Luiſe hatte ſich ſeit dem Mittage vorgenommen, bey der erſten Aeußerung ihres Vaters ihm deutlich zu erklären, daß ſie ohne Liebe nie ihre Hand vergeben würde; aber die Wärme ihres Vaters und ſeine räthſelhaften Ausdrücke brachten Luiſen um alle ihre Beſinnung. Sie wurde glühend roth, und dann bleich wie eine Leiche; denn ſie dachte im erſten Augenblick, ihr Vater wüßte um ihr Geheimniß, und er wollte ſie glücklich machen. Dieſer Gedanke ſtieg ſo raſch in ihrer Seele auf, daß ſie ihres Vaters Hand noch einmahl küßte. Zu einer Erklärung kam es nicht; er ging, wie immer; aber doch überzeugt, daß ſeine Tochter einwilligte. Was er geſagt hatte, war nichts als ſeine gewöhnliche Galanterie geweſen. Der Wagen rollte fort.

Luiſe blieb troſtlos mitten im Zimmer ſtehen. Sie fühlte eben ſo ſchnell jetzt, daß ihr Vater nichts mehr geweſen war, als was er immer war; aber ſie hatte jetzt ihr Recht vergeben, Nein zu ſagen, wenn er ihr den Mann brächte — und welch einen Mann? — Sie rieb die bleichen Wangen, um ihnen wieder etwas Röthe zu geben, ſie zog die athemloſe, beklemmte Bruſt wieder voll Athem; denn ſie hört ihrer Mutter Thür ſchlagen.

Sie erzählte ihrer Mutter, die Gardinen beym Erzählen aufbindend, um hinter dem Geſchäft das Stocken der Erzählung zu verbergen. Obwohl ſie

wußte, was sie von ihres Vaters Worten zu denken hatte, so wiederhohlte sie sie dennoch ihrer Mutter, mit der geheimen Hoffnung, die sollte glauben, er hätte an den jungen, geliebten Menschen gedacht. Die arme Mutter, die älter war, und weniger Hoffnung hatte, fiel gar nicht darauf, und da vertrieb der neue Schrecken die künstliche Röthe von Luisens Wangen. Sie warf sich trostlos an der Mutter Brust.

Da die Mutter gar zu trostlos wurde über das Elend ihrer Tochter, so faßte die Tochter aus Liebe zu der theuren Mutter wieder Muth. „Ich weiß," sagte sie — „ein Vater darf seine Tochter nicht zwingen. Das weiß mein Vater selbst, und er ist ja hier im Lande der Schützer aller Gedrückten, und mein Vater!"

Die Mutter schwieg, das Auge ruhig auf den Boden fest haltend; sie wollte mit keiner Bewegung ihres Auges die letzte Hoffnung ihrer Luise zu zerstören scheinen; aber da die Tochter den Vater sich vorstellte, so fand sie selbst, es war unmöglich, Nein zu sagen, wenn er Ja sagte. Hätte sie ihn je im Schlafrocke gesehen, oder hätte er sie je auf seinen Schooß gezogen, oder hätte er gescherzt mit ihr — aber da stand er vor ihr schwarz gekleidet, das weiße Kreuz auf der Brust, gerade wie er in die Session fuhr, oder zu Hofe. Sie sah ihn nie anders, als einen Fremden. Auch das war ein Kunststück des Präsidenten, womit er seine Fa-

mille in Abhängigkeit erhielt. Und half der volle Anzug nicht, und die stolze, fremde Stellung, die ihm das Ansehen des Richters gab, so redete er französisch; und nun will ich die Tochter sehen, die in einer fremden Sprache sich und Andere rühren kann.

Die arme Luise sah sich verloren!

Gustav hörte nichts von Rantershof. Er ritt hinaus, und sein Freund war abgereist, und wie man wußte, auf lange. Zu Hause fand er einen Brief, den er an seinen Vater gesandt hatte, zurück, mit der Nachricht von dem alten Verwalter: sein Vater habe die Pfarre mit seiner Familie verlassen. Was der Verwalter über den Zusammenhang der Begebenheit schrieb, verstand er nicht. Er schlug die Arme übereinander, und sagte finster: „Was das alles jetzt, jetzt gerade kommen muß! Jetzt! Mein Vater, meine Schwestern gehen über's Meer! Nun denn, so wäre ich allein! und dann Herr meines Schicksals!— „Zürnend, setzte er aber sogleich hinzu: „War ich es je minder? bin ich's jetzt mehr? Pfui! Und wäre mein Vater ins Grab gegangen, so — Mein Vater! Ich will den Nahmen ehren, den du mir gabst!"

Geduldig, aber doch erbittert, ließ er sich von einem Professor, der den Jüngling mit seinen Anlagen und mit seiner rauhen Großmuth schätzte, eine Empfehlung in die Residenz geben, an den Direktor der dortigen Ritterakademie, um da sein Unterkommen oder eine Gelegenheit zum Reisen zu fin-

den. Er hatte von Ludolph noch Geld genug, um es abwarten zu können.

Der Direktor nahm den Jüngling, der jetzt nicht allein ein Winterkleid, sondern auch durch den Umgang mit Ludolph eine glatte Schale erhalten hatte, mit Güte auf; und da er von Gustav hörte, er zeichne, und von seinen Zeichnungen etwas gesehen hatte; und da er durch ein scharfes Examen sich überzeugte, daß Gustav die Alten kannte: so sagte er: „Ich hoffe, mein junger Freund, ich werde Ihnen eine Stelle verschaffen können, die gerade für Sie paßt, und die Sie Ihrem Wunsche Europa zu sehen, schnur gerade entgegen führt. Herr von Heider, ein reicher Cavalier, ein vielgeltender Mann unseres Hofes, ein denkender Kunstkenner, sucht einen jungen Mann, der ein wenig zeichnet, die Kunst liebt, und die Alten kennt, um sein Cabinett zu ordnen. Seine Anerbiethungen dafür sind sehr großmüthig. Glücklicher, denk' ich, auch für die Zukunft, muß keines Jünglings Loos gefallen seyn, als Ihres, wenn Sie ihm gefallen."

Gustav wurde zum Herrn von Heider bestellt, und er ging zum ersten Mahl mit beklemmter Brust zu einem Menschen. „Weil ich meine Freyheit an ihn verkaufe!" rief er mit dem Fuß stampfend, noch trotzend, wie ein junger Mensch. Vor dem Hause sagte er: „O ich weiß, mit welchen Blicken er mich wägen wird! Mit welcher Verach-

tung! Ich fühle die Sclavenkette ſchon; denn, bey Gott! ich fürchte mich jetzt ſchon.“

Er ſagte dem Portier trotzig ſeinen Nahmen. Ein Bedienter brachte ihn in ein Zimmer, deſſen Wände mit Zeichnungen und Gemählden behängt, und deſſen Tiſche mit Antiken bedeckt waren. Nach fünf Minuten trat Herr von Heider ins Zimmer. Lächelnd ſagte Herr von Heider, aber ohne Nachdruck, nur wie ſcherzend: „Wir beyde, Herr Troſchke, haben uns in Acht zu nehmen, daß wir uns nicht auf den erſten Augenblick Unrecht thun. Sie ſuchen in mir einen Freund, ich in Ihnen; und wir können beyde finden, daß wir uns irren. Das wäre ſchlimm! Ich habe immer eine ſolche Situation ein wenig albern gefunden.“

Aber er reichte ihm die Hand, und es kam ein Frühſtück. „Sie möchten eine Reiſe machen, lieber Herr Troſchke; und da wäre ein Jahr Aufenthalt in meinem Hauſe, unter meinen Sachen hier,“ — er zeigte auf einige Mappen, — „und auf meiner Bibliothek eine gute Vorbereitung, vielleicht das beſte, was Sie in meinem Hauſe finden können.“

Guſtav bückte ſich nicht einmahl. „Und zu einer Reiſe könnte Rath werden,“ fuhr Heider freundlich fort; denn Guſtavs ſchöne Geſtalt, und der Apollo-Blick, der jetzt durch das Zürnen, daß er ſich ängſtlich fühlte, noch ähnlicher wurde, hatte den Kunſtkenner ſchon für ihn eingenommen.

„Sie zeichnen, und zeichnen recht gut. Sie kennen die Alten, die ich leider nur aus Ueberſetzungen kenne. Welches Gemählde im Homer halten Sie für das ſchönſte?“

„Gemählde? fragte Guſtav, weil er nicht wußte, was er meinte. „Den Abſchied Priamos von der Hekube, wie er Hektors Leichnam hohlen will.“

„Vortrefflich!“ rief Heider. Sie verſtanden ſich beyde nicht. Guſtav meinte den Dichter, Heider den Mahler.

Aber unter dieſem unanmaßlichen natürlichen Plaudern fand Guſtav ſeine Freymüthigkeit wieder; und da Herr von Heider zu einem Beſuche abgerufen wurde, fand ſich Guſtav hier ſchon zu Hauſe. Er beſah die Gemählde, er ſtimmte die Guitarre, die auf einem Stuhle lag, und ſpielte leiſe ein paar italieniſche Scenen, deren Noten hier lagen.

Da ſtürzte Heider ins Zimmer. „Wir bleiben bey einander, mein lieber Freund! Sie ſpielen vortrefflich. Singen Sie auch?“ Guſtav, nach einigem Erröthen, worüber der Herr von Heider einige Mahl herzlich lachen mußte, ſang mit ſeinem ſchönen Tenor; und kaum war die Scene zu Ende, da reichte ihm Heider die Hand, und ſagte lachend: „Ich hätte den Freund gefunden, lieber Herr Troſchke, wenn anders Sie—“

„Ihre Güte, Herr von Heider! Ihre—“

„Und Sie können darauf rechnen, daß ich immer so bin, so! Güte nicht, wir wollen dem Kinde seinen rechten Nahmen geben, — ich dächte, das thäten wir immer — so lange wir beysammen sind. Güte nicht; aber ich befinde mich so am besten.“

Diese Bescheidenheit füllte Gustavs Herz mit Wärme. Er konnte jetzt dem Herrn von Heider nicht Lob genug sagen. Heider hörte das alles mit einem Lächeln an, das ein wenig aussah wie Spott, und das den armen Gustav fast wieder aus seiner Rede gebracht hätte.“

„Noch Eins, Herr Troschke!“ sagte Heider — „da wir nicht bey einander leben wollen, uns zu quälen, so lassen Sie uns abmachen, was bey jeder Verbindung nothwendig ist: Jeder von uns hat seinen freyen Willen, die Welt anzusehen, wie er will, und darnach auch zu handeln. Ich hoffe, Sie werden bald finden, daß ich das Leben von seiner schönsten Seite nehme, und das sollten wir immer, um dankbare Kinder der Natur zu seyn.“

„Und nun bin ich ganz der Ihrige, Herr von Heider!“ rief Gustav entzückt. Er hätte hier an die Brust des edlen Mannes fallen mögen; aber Heider sagte aufs Neue: „Haben Sie hier Verwandte oder Bekannte?“

„Nicht einen, auch nicht einen!“

„Desto besser! Haben Sie in der Nähe Ihre Verwandte?“

„Auch das nicht, Herr von Heider! Ich bin

ganz allein in der Welt, ganz allein. Ach, Sie glauben nicht, wie allein!"

„Das ist kein Unglück mein Freund! Aber so erlauben Sie mir, daß ich Sie meinen Freunden unter dem Nahmen, Herr von Troschke, vorstellen darf." Hier stutzte Gustav. „Die Meisten meiner Freunde," fuhr Heider schnell fort — „sind aus dieser Classe von Menschen. Sie stutzen, lieber Freund? Ich hoffe doch, Sie werden nicht eigensinnig seyn?"

„Ja, in diesem Punkte, Herr von Heider, bin ich's!"

Nun erhob sich ein Streit, wo Jeder seiner Meinung blieb, und den Heider damit schloß, daß er lachend sagte: „In Wien und im ganzen Süden von Deutschland heißt jeder Gentlemann Herr von. Ich nenne Sie so, und Sie haben das Recht, jedes Mahl sich zu erinnern, daß ich auf Wiener Art Sie so nenne." Er bückte sich und führte Gustaven, sich ein Zimmer auszusuchen, im Hause umher.

Gustav war entzückt von der Güte des Herrn von Heider, von seinen Kunstkenntnissen noch mehr. Er fand nach vielen Fragen, daß er so gut als gar keine Geschäfte im Hause hatte, als die Bibliothek und das Kunstcabinett in Ordnung zu halten, und den Herrn von Heider mit den Modeartikeln in der Literatur bekannt zu machen. Die Werke über die Kunst las er selbst. Im Hause

hieß Gustav Herr von Troschke von allen Bedienten, so oft er auch erinnern mochte, er hieße nicht so.

Heider lachte ihn aus, verspottete ihn mit seinem Gewissen; aber auf eine so angenehme Weise, daß Gustav sich zuweilen gar schämte, daß er nicht so heißen wollte.

Ein Himmel hing hier wenigstens über Gustavs Leben, da er die Seligkeit, Luisen nicht haben konnte, dachte er, aber dieser Himmel verlor seinen ganzen Glanz beym ersten Mittagsessen. Er trat in den Saal, fand ein paar Fremde, eine Dame im Hauskleide. Er wurde als ein Herr von Troschke angekündigt, und die Dame ihm als Fräulein Caroline.

Das Gespräch rollte leicht, angenehm, sogar geistreich über die Gegenstände, die der Zufall both, weg; aber jeder Gegenstand, klein und groß, gemein und erhaben, wurde im Scherz behandelt, nur mit Lachen. Die Gegenstände der Kunst nur machten das Gespräch ernster; aber doch nur zuweilen.

Aber entbrennen mußte er vor Grimm, wenn das Gespräch, zwar eben so kalt und leicht, zweydeutig wurde; und das Fräulein, das er bejammern wollte, noch zweydeutiger, als das Gespräch selbst, lächelte. Er hatte oft schlimmere Gespräche unter den Studenten gehört; aber es war mehr die Art, darüber zu reden, die ihn hier beleidigte, die leichte unbefangene Art. Indeß nannte Herr von

Heider le Gentil einen Narren, einen Don Quixote, und le Gentil gehörte mit zu Gustavs Kalender-Heiligen. Er nahm sogleich seinen Heiligen mit einem unbehülflichen Trotze in Schutz. Die Andern machten Einwürfe dagegen, so heiter, mit so vielem Scherz. Sie gaben zu, daß in Gentil's Seele eine erhabene Idee gewohnt hätte; aber zu seinem noch größern Erstaunen nannten sie eben diese Erhabenheit seine Narrheit. Man hatte es hier mit der Idee des Erhabenen selbst zu thun.

Nach Tische, da Heider mit Gustav allein war, milderte Heider den Eindruck, den das Gespräch auf Gustav gemacht hatte. „Sie erstaunten, lieber Freund, über Meinungen, die Sie mehr oder weniger in der großen Welt verbreitet sehen werden; die aber, und das werden Sie zuletzt finden, nicht so schlimm sind, als sie aussehen. Sehen Sie, die Herrn auf den Kathedern übertreiben auf dieser Seite; die Menschen in der Welt auf jener. Mich dünkt, die Kunst liegt in der Mitte, und verbindet die zu hohe Idee mit der zu armen Wirklichkeit."

Aber Gustav vergab der Tugend nicht ein Fädchen von ihrem Gewande. „Ich kann hier nicht nachgeben, ohne nicht mich selbst aufzugeben."

„So kann ich's," sagte Heider ruhig — „denn Sie sollten so denken, Sie!" Er erklärte sich darüber, aber mit so vieler Güte und Nachgibigkeit, mit so viel Achtung gegen Gustavs

Kopf und gegen die Wärme seines Herzens, daß es unhöflich gewesen wäre, wenn Gustavs Trotz länger angehalten hätte. Kurz, Gustav fand doch bald in Heiders Gesellschaft, was er nie für möglich gehalten hatte: daß ein Mann bey ganz gemeinen Grundsätzen glücklich, ruhig, und ein achtungswerther Mann seyn könne. Der Herr von Heider war einer der bessern Männer, die er in der Welt kennen lernte.

Gustav lernte noch mehr in Heider's Hause. Das Fräulein war schön, wie eine Antike schön. Auf ihrem blühenden Gesichte lag also die moralische Erhabenheit, und die geistige Ruhe. Doch des Mädchens Lächeln bey den Zweydeutigkeiten des ersten Mittags hatte alles wieder verdorben. „Das Fräulein," meinte Gustav — „wäre wohl nichts mehr als sein Von, und die schöne Antike sey wohl die Geliebte Heiders." Er hatte es errathen. Und so gab er ihr, wie ein junger Mensch, der wie Drako für jedes Verbrechen den Tod als Strafe erkennt, kaum die äußere Höflichkeit.

Den Abend war er allein. Herr von Heider war am Hof. Er entbrannte aufs Neue, da er alles in Gedanken wiederhohlte; um den Abstich noch größer zu machen, hohlte er Rosaliens Briefe hervor. Er las sie. Unter jeden Brief hatte sein Vater ein paar Worte oder mehrere geschrieben; die oft Gustaven vorkamen, wie Stimmen

aus einem unbekannten Lande. Er las sie eben darum gern.

Er las hier unter einem von Rosaliens Briefen, voll der schönsten Schwärmerey eines edlen Herzens, von der Hand seines Vaters: „Du wirst deine Schwester lieben, mein Sohn, wie ich, wenn du liest, was sie geschrieben hat. Auch hat die Natur die Tugend dem Herzen des Weibes übergeben. Sie sollten ein wenig Schwärmerinnen seyn, weil sie bestimmt waren, nicht zu handeln, sondern nur zu unterrichten. Es kann wohl seyn, mein Sohn, daß das Geschick dich zum Handeln in der Welt bestimmt hat, nicht zu genießen, nicht zu unterrichten. Dein Herz mag warm bleiben für jede Tugend, auch für die höchste; aber du wirst finden, daß es weit leichter ist, tugendhaft zu schwärmen, als so zu handeln. Die Großen in der Welt müssen wohl den Schwärmer hassen oder verachten, weil sie so oft davon getäuscht sind, oft von ihrer eigenen Schwärmerey. Darum bitte ich dich, mein Sohn Gustav, verbirg vor den Großen, wenn du mit ihnen zu thun bekommst, jede Art von Begeisterung, und müßtest du damit auch die Hälfte deines Werths verbergen. Beobachte sie mehr, als du sie bestreitest, oder gar belehren möchtest. Du wirst manchen unter ihnen weniger hassen, und du wirst eine Kunst von ihnen lernen, den Menschen zu behandeln und beherrschen. Das alles kannst du, ohne zu kriechen, und ohne verächtlich zu werden. Du weißt nicht, wozu das

Schicksal dich bestimmt hat. Aber deine Ehre, das wiederhohle ich, sey dir theurer, als dein Leben!"

Das hat er hundert Mahl gelesen; aber jetzt, jetzt erst fiel es ihm auf. Er las noch mehrere Nachschriften seines Vaters, sie waren fast alle von einem gleichen Inhalt, und immer endigte es sich: „Du weißt nicht, wozu du bestimmt bist; aber deine Ehre sey dir theurer, als alles."

Gustav nahm sich fest vor, den Befehl seines Vaters zu vollziehen, und hier im Hause, wo er unter den Großen des Hofes, als des Landes lebte, zu beobachten, und nicht zu reformiren, wie er sich in der ersten Jugendhitze vorgenommen hatte.

Am andern Mittag aß er mit dem Fräulein allein. Heider war am Hof. Er hatte sich vorgenommen, seine Verachtung, die er mehr gegen das Fräulein fühlte, als gegen Jemand anders, ganz zu verbergen. Er hätte seinen Vorsatz sparen können; denn nach einer halben Stunde fühlte er gar keine Verachtung gegen das Mädchen, unter dessen Stirn tausend Seelen voll Leben und Lust schwebten. Nach der zweyten halben Stunde hörte er mit Vergnügen alle die drolligen Erzählungen an, denen sie ein frohes frisches Leben zu geben wußte. Jedes ihrer Glieder schien eine Zunge zu haben: ihre Stirn, ihre Augen, ihr Mund, ihre Arme, ihr ganzer Körper.

Sie spottete über den Herrn von Heider, über sein Verhältniß mit dem Fürsten, über Gustav; über seine Schwärmerey lachte sie laut auf. „Zwar

ich bin auch eine Schwärmerinn," setzte sie hinzu — „aber in der Lustigkeit." Und sie hatte ihren Charakter getroffen. Sie nahm die Guitarre, spielte und sang lieblich. Die Stunde des Essens war dahin, wie eine Minute, und Gustav hatte beobachtet, daß das Fräulein unbeschreiblich reitzend, sehr geistreich war; aber er hatte keinen Zug von Bosheit und Buhlerey an ihr wahrgenommen. Sie war heute bescheiden gekleidet, bescheidener, als gestern.

Er hörte von seinem gesprächigen Bedienten nichts, als das Lob ihrer Güte und ihrer Wohlthätigkeit gegen jeden Unglücklichen, der in ihre Nähe käme.

Am Abend spät hörte er noch ihren Flügel und ihre Stimme in einem ernsten Largo durch das Haus schallen. Er hätte fast seinen Verdacht ihr abgebethen. In zwey Tagen, so viel; er mußte doch über sich selbst lächeln.

Nach acht Tagen hatten Heiders Lächeln und Carolinens Spöttereyen und üble Launen, wenn er nicht folgte, aus Gustaven einen ganz andern Menschen gemacht. Er paßte im Aeußern jetzt vollkommen für Heiders Gesellschaften, die ihn besuchten. Aber er schlug es ab, Heidern zu begleiten. Er konnte es durchaus nicht über sich erhalten, unter dem Nahmen von Troschke Jemanden zu besuchen; durchaus nicht, obwohl er im Hause den Nahmen litt.

Da halfen nicht des Fräuleins Spöttereyen, oder ihre übelste Laune, die dennoch lustig war, nicht Heiders Vorstellungen. „Hier stehe ich an der Gränze!“ sagte Gustav fest. Er war nicht hinüber zu bringen. Und da er keine Bekanntschaft hatte, so war er recht fleißig im Cabinett, und das Fräulein bath so freundlich um Verzeihung, wenn sie ihn störte, und schwor, den schönen Kopf zwischen die Thür durch gesteckt, sogleich wieder zu gehen, wenn er einen finstern Blick machte, daß er sie freundlich aufnahm.

Es war nichts von Plan bey alle dem, sondern man lebte in Heiders Hause so glücklich, als Jeder vermochte; aber der Plan fand sich mit der Zeit. Das Fräulein war die Tochter eines Musikus, der seine Tochter bey ihrer schönen Anlage für den Gesang zum Theater erzogen hatte. Sie war sechszehn Jahr alt, da fing sie der Herr von Heider dem Theater weg, das die Unschuldige haßte. Vier Jahre hatte der Umgang gedauert: und Heider war überzeugt, das Mädchen hatte in den vier Jahren bey ihm mehr gewonnen, als verloren. Denn in dem Hause der Freude hatte die verführte Caroline alle ihre Anlagen vollkommen ausgebildet. Immer unter Männern, hatte sie den Muth, so fröhlich und witzig zu seyn, als sie konnte, erhalten. Heider nahm sie mit in die Hauptstadt unter dem Nahmen einer armen Verwandtinn; da er sie aber in kei-

ne Gesellschaft außer dem Hause einführte, wußte man, wer sie war, und erhob Heiders Güte und Anstand.

Das Mädchen fühlte Dankbarkeit gegen den Herrn von Heider; aber Liebe hatte sie nie gegen ihn gefühlt. Das Band ihrer Verbindung war so locker gewesen, daß es kaum hätte so lange halten sollen. Jetzt, da Heider das Fräulein Mönchborn heirathen wollte, löste er das letzte Band, das letzte Band, das sie zusammen hielt. Er war auf dem Punkt, sie mit einer reichlichen Aussteuer aus dem Hause zu schaffen, eben da Gustav in das Haus trat.

Nach vier Wochen gestand das schöne Mädchen unter Lachen, Liebkosungen, Erröthen und Thränen dem Herrn von Heider, „daß der junge Mensch, den er da ins Haus gebracht hätte, ihr mit seinem ehrlichen, treuherzigen, sogar mit seinem schwärmerischen Wesen recht wohl gefiele; und wenn der Herr von Heider nichts dagegen hätte —"

„A vous permis, Mademoiselle!" antwortete mit einem freundlichen Wohlwollen Heider, und trocknete dem Mädchen die Thränen aus den schönen Augen.

Da war also der Plan! Die Schwämerey eben von Gustav hatte dem Mädchen gefallen, sie wußte nicht wie. Gustav trug auch seinen Theil Schuld daran. Er konnte unmöglich das Mädchen nach acht

Tagen für so schlimm halten, als den ersten Tag. Er gab ihr alle Tage einen Reiz der Unschuld mehr. Er sah nicht eine Spur der Vertraulichkeit zwischen ihr und Herrn von Heider; und so stieg sein Vertrauen gegen das Mädchen, das mit einer sanften Freundlichkeit die Bewerbungen des hübschen jungen Menschen annahm. Da Heider gar keine Spur von Mistrauen oder Eifersucht zeigte, so verlor sich der entehrende Verdacht ganz aus Gustavs Seele. Er sang mit dem Mädchen, er war die Abende, wenn Heider nicht zu Hause war, bey ihr, und das Mädchen, so wenig ihr in ihrem Umgange je ein Mann von Gustavs Schlage vorgekommen war, nahm schnell eine Maske vor, die sie nach seiner formte, und nun sah sie mit dieser Maske in des Jünglings Herz, in ein Herz, das sie nicht für möglich gehalten hatte, in ein Herz voll einer heiligen Treue, in eine Brust voll Tugend.

Das arme Mädchen konnte nicht lachen, so gern sie gelacht hätte. Sie fühlte in ihrer Brust eine Wärme mit einem Gefühl erwachen, das seinem ähnlich wurde, und sie konnte nicht anders, sie mußte ihr Geständniß gegen den Herrn von Heider mit Thränen begleiten, deren schönen Ursprung sie nicht einmahl ahnte; Heider gar nicht.

Die Thränen hatten das Mädchen in Heiders Augen so verschönt, daß noch einmahl seine Phantasie Feuer fing; aber das Mädchen versagte sich dem Verführer, und blieb einem bessern Gefühle treu.

Heider redete mit Gustav einige Tage hindurch über die Liebe, und dann sagte er dem Mädchen: „Hören Sie, Caroline, ich will Ihnen Glück wünschen, wenn es Ihnen gelingt, diesen Geisterseher in ihr Netz zu ziehen!“

„Netz?“ fragte sie empfindlich und erröthend; aber doch ganz leise. „Das arme Geschöpf!“

„Seyn Sie ja auf Ihrer Huth, meine Gute! denn merkt er, daß Sie auf sein Herz los wollen, so ist alles verloren.“

Sie schlug züchtig die Augen nieder, verbeugte sich so fremd, daß Heider ein lautes Gelächter aufschlug. Sie ging beschämt zum ersten Mahl, zürnend mit sich selbst, fast den Plan aufgebend, wobey sie betrügen mußte, auf ihr Zimmer. Da war also der Plan!

Obwohl sie erröthet war, bey dem Wort Netz, so mußte sie sich doch zu dem Netzmachen entschließen; denn der junge Mensch, obwohl er sich ihr ganz zutraulich hingab, mit ihren braunen Locken spielte, mit ihrer schönen Hand, kam doch keinen Schritt weiter, als bis auf einen gewissen Punkt.

In den schönen Augenblicken seines Vertrauens, wenn er ihr von der Würde des Weibes, von der Heiligkeit des weiblichen Herzens begeisterte Reden hielt, die sie mit Zittern, mit innerer Zerknirschung anhörte, lernte sie auch, daß die Faden ihres Netzes fein wie Sonnenstrahlen seyn mußten. Aber über die Art des Netzes ist kein Mädchen verlegen. Sie stieg

so Schritt vor Schritt in den Himmel mit ihm, daß es ihr oft selbst vorkam, sie wäre so erhaben und rein, als sie sich stellte. Sie täuschte sich oft selbst so sehr, daß sie sich und Heider verwünschte. Aber sie täuschte auch den unerfahrnen Jüngling, und bey weitem mehr, als sich selbst. Aber über seine Lippen kam das Wort Liebe nicht.

Herr von Heider, dem diese kleine Begebenheit in seinem Hause der Lust wegen interessant wurde, hörte Gustaven von Zeit zu Zeit über seine Empfindung gegen das Fräulein ab. Gustav redete von dem Fräulein mit Bewunderung. Er schwor, daß man nicht leicht ein Mädchen mit diesem Reitz, mit so viel lockendem Reitz und so viel Unschuld zugleich finden würde.

Sein Auge funkelte dazu, seine Wange glühete. Heider sagte endlich einmahl: „Hören Sie, lieber Freund, das Fräulein, werden Sie bemerkt haben, ist jetzt so sanft, so wehmüthig, sie hat den Reitz der Freude so ganz verloren, daß ich fest glaube, das Mädchen liebt Sie."

„Hm! — hm! — Sie irren gewiß," sagte Gustav, das Gespräch abbrechend.

„Haben Sie nie geliebt, mein lieber Troschke? Und ich wollte wetten, Sie lieben noch."

Wie hätte Gustav seine Liebe gegen diesen Mann, der nur ein Spiel der Sinne aus der Liebe machte, gestehen können? Er erklärte zuversichtlich Nein!

„Nun, so weiß es der Henker, Fräulein, oder wir haben einen Ritter aus der Tafelrunde vor uns! Ich bitte Sie, Kind, er hat ja Blut in den Adern, er hat ja Augen — und dieses reitzende Mädchen! Es ist nicht möglich. Sie haben mich zum Narren. Ein junger Mensch von zwey und zwanzig Jahren! Soll ich noch an Gespenster glauben lernen?“

Er mußte. Denn das Mädchen brauchte jedes Reitz, das je von einem Mädchen gebraucht ist, das Herz, dann die Phantasie, dann die Sinne zu entflammen. Und sie mußte endlich, endlich voll Verzweiflung — denn in ihrem Busen hatte sich eine flammende Liebe gelagert — dem Herrn von Heider gestehen, sie sey am Ende mit ihrer Kunst.

„Hm! so weiß er unser Geheimniß, glauben Sie mir, und — er ist freylich ein Mann von zartem Gefühl!“

Zum ersten Mahl warf das unglückliche Mädchen einen wüthenden Blick auf den Mann, der so rauh auf ihr Herz schlug, das er entehrt hatte, er! Aber sie gab die Hoffnung auf, und verlangte aus dem Hause, wo sie so glücklich geworden war.

Heider schüttelte hundert Mahl den Kopf, und wieder hundert Mahl, daß er hier auf einen Helden stieß, dessen Grundsätze — und eines jungen Menschen Grundsätze — stärker waren, als die Begierde und das Glück, das sich ihm anboth. Er wußte nicht, daß des Jünglings Herz voll einer hohen Liebe war, und daß dennoch Gustav so arg genug mit

der Verſuchung zu kämpfen hatte. Da alſo das Fräulein im Ernſt fort wollte, da machte er noch den letzten Verſuch. Er entdeckte dem Jüngling, daß er Carolinen geliebt habe. Er gab ſeiner Verbindung mit ihr jede Hülle des Anſtandes; denn Guſtav betrachtete ihn mit Augen voll Abſcheu. Es verdroß ihn, daß er ein Mädchen, mit dieſer Schande auf dem Herzen, habe achten können.

„Unſere Verbindung iſt getrennt, fuhr er leiſe fort, als hätte er etwas zu bereuen — „ſchon längſt getrennt. Sie verläßt mein Haus; aber eine unglückliche Leidenſchaft — gegen Sie, mein Freund —"

„Ich hoffe Herr von Heider," rief Guſtav laut — „daß Sie von mir nicht ſo gering denken —"

„So gering denkt ſelbſt nicht das reitzende Mädchen von Ihnen, mein mißtrauiſcher Freund! Sie ſuchte nur Ihre Liebe, nicht Ihre Hand. Dazu kennen wir Sie zu gut."

„Meine Liebe? dieſes Mädchen, das —"

Heider legte ihm die Hand auf den zürnenden Mund. „Geſtehen Sie, die Reitze des Mädchens haben Sie nicht ganz kalt gelaſſen!"

„Wahrlich nicht! das geſtehe ich, Herr von Heider. Jetzt darf ich's geſtehen. Ich war in tauſend Minuten ſchwächer, als ich ſeyn wollte. Aber jetzt! jetzt!"

„Nun eben jetzt?" ſagte lächelnd Heider. „Das Mädchen liebt Sie, liebt Sie mit einer hohen Lei-

denschaft. Sie können sie nicht heirathen. Welcher Mann von Ehre könnte das, aber —"

„Jetzt verachte ich sie! ich verachte das Mädchen, ich hasse mich, daß ich sie nur eine Minute schön finden konnte.

Heider bath ihn, die paar Tage, die das Mädchen noch im Hause wäre, ihrer zu schonen.

Er hoffte, den Jüngling noch zuletzt in seinem Netze zu fangen; aber er hatte sich geirrt. Gustav bereuete seine Hitze. Er bedauerte das Mädchen, und fühlte eine Verachtung gegen den Verführer. Er änderte sein Betragen nicht gegen sie. Aber was Heider gehofft hatte, geschah nicht. Das Fräulein reiste ab, das Herz voll einer unendlichen Liebe, voll eines unendlichen Hasses gegen den Verführer.

„O," sagte sie, da Heider sie die Treppe nach dem Wagen hinunter führte — „hätte ich vor vier Jahren einen solchen Menschen kennen gelernt, wie den Mann, den Sie verspotten: o nimmermehr wäre es einem Fürsten gelungen, mich um meine Ehre, und um das Glück meines Lebens zu betrügen. Weh mir! Aber weh Ihnen, wenn es andere Richter gibt, als die, die Sie frey sprechen, weil Sie reich sind!"

Heider wollte vergebens seine Empfindung unter ein Lächeln verbergen. Er sandte dem Mädchen noch ein reiches Geschenk, und bath sie mit einer aufrichtigen Wärme, die er selten gefühlt hatte, sich in jeder Verlegenheit an ihn zu wenden, und von Gustav sagte er kopfschüttelnd: „In der That, die Be-

geisterung eines jungen Herzens geht doch sehr weit, viel weiter, als ich dachte.“ Das war alles. Er vergaß es unter der süßen Vorstellung von Luisens unschuldigem Reitz, und von dem Glück, was ihn in ihren Armen erwartete.

Heider hatte vorher erst das Fräulein los seyn wollen, ehe er einen Schritt zu seiner Verbindung mit Luisen that. Deßhalb hatte der vorsichtige Präsident Heiders Nahmen noch nie seiner Familie genannt; aber Heider kannte Luisen schon desto besser. Bey jedem Hoffeste des Carnevals mußte die Präsidentinn mit ihrer Tochter in die Residenz. Ganz unschuldig näherte sich dann Heider dem reitzenden Mädchen, das in der That unter den Masken der Redoute sich wohl befand, viel besser, als in der steifen Etikettmaske des Hofkleides bey der Cour.

Heider trat an ihre Seite als Zigeuner, wenn sie unter der Maske als Zigeunerinn auf dem Saale war, und als Spanier, wenn sie als Spanierinn da war. Schon das nahm sie für den Mann ein, der ihre Kleidung trug, obgleich sie sein Gesicht noch nicht gesehen hatte. Sein frohes Gespräch voll Witz weckte ihren. Er tanzte mit ihr. Er fragte nicht nach ihrem Nahmen; sie nicht nach seinem. „Das ist eine Unart!“ sagte er, und fand das auch so. Man ist freyer, wenn man keinen Nahmen hat.

Heider liebte Luisen. Fräulein Caroline war fort, das Carneval zu Ende, und der Präsident suchte für Luisen einen guten Lehrer für die Guitarre

und für den Gesang. Wie viel Heidern daran lag, wußte er sehr gut.

Im Vorübergehen hatte der Präsident den Herrn von Troschke sogar gesehen. Er fragte nach ihm. Heider antwortete, und der Präsident denkt an seinen Musikmeister.

„Den habe ich," ruft Heider. „Eben dieser Herr von Troschke spielt und singt wie ein Engel. Er soll morgen mit dir."

„Der junge, hübsche Mensch?" fragte bedenklich der Präsident, und betonte das Wort hübsch — „der soll Luisen unterrichten? Heider!"

„Der soll! eben der soll! Ich habe im Leben keinen bessern, als eben den. Der hat seine Probe bestanden. Nur vom Lehrer kein Wort. Denn er ist empfindlich. Das alles muß Zufall scheinen, liebster Präsident!"

Das schien's auch. Heider bath im Vorübergehen Gustav auf eine Landparthie für den aufblühenden Frühling, für einen Monath. Gustav sagte voll Freude zu. Am andern Morgen setzte sich Gustav in Heiders Wagen. Heider fuhr mit einem Fremden in einem andern. Gegen Mittag erhielt Heider durch einen Reitknecht ein Billet vom Fürsten. Er las. Er mußte zurück. „Sie fahren mit dem Präsidenten, lieber Troschke," sagte Heider. „Ich komme nach, so bald ich kann." Gustav stieg ein zu den Präsidenten. Der Präsident redet feyerlich vom Wetter, Weg und so weiter, und ehe sie sich es versehen, hält der Wagen im Park.

Beyde steigen aus. Gustav sieht groß umher, als wollte er sich hier erkennen; allein der Präsident hat jetzt beständig zu fragen. So treten sie in's Haus, in's Zimmer. Gustav erbleicht; denn er erkennt Luisen. Luise erbleicht noch mehr, denn sie erkennt Gustav; und ihr Vater sagte beym Abschiede: „Ich bringe ihn mit."

Luise schwankte, vom Schrecken und der Freude ergriffen, fast ohnmächtig in der Mutter Arme. Des Vaters räthselhafter Abschied, sein Wort: „Ich bringe ihn mit, der deinem schönen Haupt die Brautkrone aufsetzen soll, und nun der Geliebte an des Vaters Seite: die Freude überwältigte den Schrecken. Sie richtete sich empor, um des Vaters Ankündigung zu hören. Der Vater sagte in seiner gewöhnlichen Weise ganz kalt und höflich: „Herr von Troschke! Meine Frau und Tochter!" und ging auf sein Zimmer, um seinen Oberrock abzulegen.

„Herr von Troschke?" fragte die Mutter erstaunt die Tochter, die jetzt noch einmahl das wieder erblassende Gesicht an der Mutter Busen legte. Ihres Vaters kalter Ton hatte ihre Hoffnung getödtet. Sie glaubte jetzt, daß Troschke unter dem Nahmen eines Edelmanns sich unedelmüthig in ihres Vaters Haus stehlen wollte. Dieser Schmerz drang tiefer in ihre Seele, als vorhin die Freude.

Die Mutter errieth ihn, am Nahmen, an dem Schmerz der Tochter und an seiner Erstarrung. Er

ſtand wie feſt gebannt, den ſtarren Blick auf Luiſen, auf die Mutter gerichtet.

„Herr von Troſchke?“ fragte die Mutter jetzt den Jüngling. Er ſchwieg. Denn er hörte nicht. „Wie kommen Sie hierher? fragte die Mutter wieder. „Meine Tochter achtete Sie als einen redlichen Mann. Jetzt aber, mein Herr —“

„Ich bin erſtarrt,“ ſagte er, ſich umherſehend und zitternd — „erſtaunt wie Sie, daß ich hier — hier —“ er ſchwieg wieder. „Da ich,“ fuhr er fort — „das Fräulein erkannte, wußte ich erſt, wo ich bin.“

„Wie? Sie hätten nicht gewußt —“ fragte die Mutter ſtreng.

„Gar nichts habe ich gewußt, ſagte er ſanft, aber mit dem Blick und Ton der Wahrheit — „gar nichts, bis auf dieſen Augenblick; nicht einmahl den Nahmen Ihres Herrn Gemahls. Er wird mir am beſten zeugen, daß ich gar nichts wußte.“

„O mein Gott!“ rief Luiſe, ſich emporrichtend und mit gefaltenen Händen; denn der Hoffnung ſchönſte Freude drang wieder in ihre Seele — „Wie kamen Sie an meinen Vater?“

„Ihr Herr Vater kennt mich ſo wenig, als ich ihn.“ Er erzählte, und Luiſe gab ihre Hoffnung auf; aber die geliebte war gerechtfertigt. Schnell ſich begreifend, der Mutter winkend, nahm ſie ihn jetzt als einen alten Bekannten höflich, aber ſo ruhig als möglich auf. Die Mutter ſchob Luiſens Erſchrecken auf ein Uebelbefinden, daß bey jeder un-

erwarteten kleinen Ueberraſchung dieſe Wirkung hätte. Man war in Ordnung, da der Vater zurück kam.

„Nun lieber Herr von Troſchke, ſeyn Sie mir tauſendmahl willkommen!“

„Herr von Troſchke nennt mich nur Herr von Heider, Herr Präſident; ich heiße Troſchke.“

Der Präſident runzelte die Stirn. Nach einer Pauſe ſagte er ein wenig kälter: „Wenn Herr von Heider Sie ſo nennt, ſo wollen wir es dabey laſſen; alſo Herr von Troſchke!“ ſagte er, ſeine Frau und Tochter anſehend. Ein Bedienter wies Guſtaven ein Zimmer an, und der Vater nahm gegen Frau und Tochter das Wort. „Dieſer junge Menſch, mein Kind, ſingt und ſpielt die Guitarre vortrefflich. Er iſt der Freund des Herrn von Heider. Ich bitte euch alſo, meine Freunde, ihn artig aufzunehmen, obgleich er nicht unſers Standes iſt. Er iſt, wie geſagt, der Freund des Herrn von Heider, und Herr von Heider, Luiſe, den du kennſt — Er war dein Tänzer auf den Redouten — er — doch das bleibt unter uns — er iſt des Fürſten Freund, er liebt dich, und deine Hand iſt ihm beſtimmt. Er wäre mit uns gekommen, wenn ihn nicht ein Billet des Fürſten zurück gerufen hätte.“

Luiſe beugte das Geſicht tief auf ihre Arbeit. Der Vater fuhr fort: „Dieſen jungen Menſchen hat er geſchickt, dein Talent im Singen und auf der Guitarre zu vervollkommnen. Aber davon weiß der junge Menſch kein Wort. Das alſo muß ein Zufall

ſcheinen, und den mußt du mit Freundlichkeit beſorgen, Luiſe!"

„Ein Freund von dem Herrn von Heider?" fragte die Mutter einfallend.

„Der vertraute Freund, Liebe! Er iſt allmächtig, ohne es zu ſcheinen. Der Fürſt liebt ihn unbeſchreiblich."

„Wen?" fragte die Mutter, ſtutzend und erſtaunt.

„Denn Herrn von Heider. Luiſens Loos iſt beneidenswerth. Kennt ihn nur erſt!"

„Weiß denn der junge Menſch, liebſter Präſident —"

„Wie kannſt du fragen, Liebe? Kein Wort von alle dem. Dieſe Verbindung ſoll auch noch das tiefſte Geheimniß bleiben."

„Das ſcheint ſo räthſelhaft, mein lieber Präſident, mit dem jungen Menſchen!"

Nun erzählte der Präſident das Entſtehen von Heiders Liebe, ſeine unendliche Liebe für die Kunſt, und beſonders für die Muſik, und wie auf einmahl der junge Menſch mit in's Spiel gekommen wäre.

Alles wurde nun hell und klar. Ein ſchreckliches Licht fiel auf Luiſens Leben. Der Jüngling war gerechtfertigt. Ein Zufall hatte ihn hierher geführt. Das arme Mädchen war oft Willens, es für etwas mehr als einen Zufall zu nehmen, für die Stimme des Himmels, für die Hand der Vorſehung.

Mutter und Tochter umarmten einander, da ſie

allein waren. Sie wußten nicht, was sie einander sagen sollten. Sie redeten nur mit Thränen. „Wenn es die Stimme des Himmels wäre, Mutter?“ sagte endlich Luise, aber nicht mit ihrem gewöhnlichen Muthe. Die Mutter, die das gern geglaubt hätte, stieß sich an Luisens Furchtsamkeit. Sie fragte dagegen, eben so furchtsam: „Und wäre es nur eine Prüfung deines Herzens, deines kindlichen Gehorsams, liebstes Kind? Dürfte der Rath des Himmels dem Menschen je zweifelhaft scheinen? deines Vaters Entschluß, du weißt ja, wie unveränderlich, wie unerbittlich er ist! Diese Verbindung mit dem Herrn von Heider, der wir nichts entgegen setzen können —“

„Als meine Liebe, Mutter,“ sagte Luise muthig.

„Kind, die dürften wir nicht einmahl einem zu gütigen Vater entgegen setzen. Wer kann sie verbürgen? deine Jugend? des Jünglings Jugend? Das Glück des Lebens ist ja immer ungewiß; aber es verschuldet zu haben, ist ja die größte Qual. Laß uns Recht thun, Luise! Noch heute muß dein Entschluß gefaßt seyn! noch heute! Luise, ich habe nicht Eine meiner jugendlichen Hoffnungen erfüllt gesehen; aber ach! eine glückliche Mutter wurde ich dennoch.“

Sie ließ ihre warmen Thränen an Luisens Wangen hinab rollen. „Sie sollen eine glückliche Mutter bleiben!“ rief Luise mit frohem Muth.

„Ich will mich entschließen. Ich habe Muth, den schönen Muth, Ihnen ähnlich zu werden.“ Luise ging auf ihr Zimmer.

Nach einer Stunde kam sie wieder zu ihrer Mutter; aber mit verweinten Augen. Die Mutter fragte seufzend: „Bist du eines mit dir, mein Kind?“

„Ja, Mutter! Ich bin eins mit mir, fest entschlossen, ganz fest! Der Vater sagte, wie er abreiste: „Ich bringe ihn mit, deinen künftigen Mann. Sie wissen, Mutter, daß ich den Entschluß faßte, dem Vater zu gehorchen. Dazu bleibe ich entschlossen. Ich nehme den Vater beym Wort. Er hat mir ihn mitgebracht.“

„Wen? ich verstehe dich nicht.“

„Ihn, den edeln jungen Mann, den ich liebe. Fürchten Sie nichts! Ich bewahre das Geheimniß meiner Liebe. Er soll mir es nie entreißen. Ich vertheidige mein Herz, das Glück meines Lebens, so lange ich kann, ich vertheidige es schweigend. Kann ich nicht länger, nun dann, so — ist denn die Liebe das einzige Glück des Lebens, und das einzige Verdienst wie wir jungen Mädchen so leicht glauben? Ist nicht der keusche Frauenschleyer, der der Liebe entsagt, auch ein Opfer, und eine Tugend? Ist nicht die Mutterliebe heiliger sogar, und großmüthiger, wie Sie sagen, als die Liebe zu dem Jünglinge? obgleich ich das jetzt kaum glauben kann. Ich bin fest entschlossen, mein Schicksal mit fester Hand, mit festem Muthe selbst zu entscheiden. Mein Vater brachte

mir den Mann, den ich liebe. Ich will ſchweigend erwarten, ob die Hand meines Vaters die Hand des Himmels war. Seyn Sie nur ruhig!"

„Du kennſt deinen Muth, Kind; aber die Gewalt der Leidenſchaft kennſt du nicht."

„Aber ich kenne die allmächtige Gewalt der Liebe, die ich gegen Sie habe. Seyn Sie ruhig! Ich bin entſchloſſen!"

Das muthige Mädchen nahm ihren Vater beym Worte.

Das junge Paar im feurigen Ofen.

Aber ich bitte euch, ſeht meinen Helden an, wie er da ſteht auf ſeinem Zimmerk, und feſt überzeugt iſt: ſo habe nur die Hand der Vorſehung ihn mit dem rein geliebten Mädchen zuſammen führen können. Des Vaters Hochmuth? Er dachte kaum daran. Daß er hier war, war die gewiſſe Stimme des untrüglichen Orakels. Er trug ohnehin Flügel an den Schultern, jede Höhe des Ruhms und der Ehre zu erfliegen. Das Leben war ihm jetzt mit hundert Ehrenpforten aufgethan. Er rechnete nicht einmahl auf den Schutz des Herrn von Heider, der mit jedem Tage vertrauter gegen ihn geworden war, und der ſchon in manchem Augenblick des Vertrauens ihm die Thür der Ehre in der Zukunft geöffnet hatte. Er rechnet nur auf ſeine Liebe, auf ſein Glück, das ihm durch ſein Hierſeyn ſchon alle ſeine Hoff-

nungen gewährt hatte. Er hatte ja in Heiders Hauſe ſchon den Stolz des Adels, den er ſonſt zu ſehr vermehrt, und zu trotzig verachtet hatte, milder gefunden. Er hatte mit den Miniſtern gegeſſen, mit dem ſtolzeſten unter ihnen, dem Grafen Drakenſten, und der hatte ihn geachtet.

Er ſchrieb das nicht auf die Rechnung des Herrn von Heider, der ihn auszeichnete, ſondern wie ein junger Menſch, auf ſeine eigenen Verdienſte. Er trat zu Luiſen mit dem Verdienſt einer geprüften, treuen Liebe, welche weder die Schönheit noch die Koketterie Karolinens hatte wankend machen können. Er erkannte in ſeinem ganzen Leben die Zubereitung für den heutigen Tag, der ihn mit der Geliebten zuſammen führte: die poetiſche Erziehung in der Einſamkeit des Landes, ſeines Vaters ſtrenge Begriffe von Ehre, als hätte er den höhern Stand geahnt, in den ſein Sohn treten ſollte; ſein Zuſammentreffen mit Luiſen, die ſchnell erwachende Liebe; ſeine Verbindung mit Heider, in deſſen Geſellſchaften ſeine Sitten ſchöner und ſchnell entwickelt wurden; und nun das räthſelhafte, faſt unbegreifliche Zuſammentreffen mit dem Mädchen in ihrem Hauſe! Seine Phantaſie zeichnete jetzt ſeinen Lebensplan mit Purpurtinte, wie ſonſt die Kaiſer nur ihre Befehle, den Plan eines goldenen Zeitalters für ſich und alle Menſchen.

Er hatte wie ein junger Dichter den Plan im Ganzen gemacht und alles ſchien vollendet, und mit-

ten unter dem Triumphgeschrey des Glücks fiel es ihm nicht ein, den Plan für die erste Minute mit Luisen zu machen. So bald er daran dachte, stand er wieder arm da wie ehemahls. Er sah nicht, was er sagen, was er thun sollte. Ein Glück war's, daß Luise, die wie Mädchen immer erst den Plan für den Anstand der ersten Viertelstunde machen, und das Ganze dem Zufall überlassen, für ihn gedacht hatte. Sie traf ihm im Garten, im Bosket, das schon einige frühe Blüthen dem Frühling entgegen trug.

Sie redete ihn freundlich, aber ruhig an, sprach von dem nahen Frühlinge, von der milden Luft; und da Mädchen tausendmahl geschickter sind, in Verbergung einer Leidenschaft, — wir Männer sind es in Verbergung der Kälte — so war er leicht über den ersten schweren Augenblick hinüber, und Luise auch. Sie wurde wirklich heiter, da es ihr gelungen war, mit ihm auf dem freymüthigen Fuß eines Bekannten zu kommen. Er war viel zu sehr mit seinem Innern beschäftiget, als daß ihn Luisens freymüthige Ruhe hätte erbittern können.

Sie hatte mehr vor ihres Vaters bestimmtem Befehl gezittert, von ihm singen zu lernen — das Spielen auf der Guitarre war eher zu wagen; aber seine Stimme kannte sie, und noch war die schöne weiche Stimme nicht in ihrem Herzen verhallt, wie ein Lied aus der frühen Jugend noch immer das Herz bewegt. Aber die Leichtigkeit, womit

ſie die erſte Minute überwunden hatte, gab ihr Muth. Der Befehl des Vaters war zu beſtimmt. Sie mußte gehorchen.

O welch ein Gut iſt eine Mutter, die das Vertrauen der Tochter nicht verſcherzt hat! Luiſe war feſt entſchloſſen, Guſtaven zu ſagen, ſie wäre Braut. Das, liebes Kind, muß die letzte Hülfe ſeyn, die allerletzte. Findet ein Mädchen gegen die Liebe keine Hülfe in ſich ſelbſt, ſo wird ſie nicht der Brautkranz, nicht der Titel Frau, der heiliger iſt, als der Nonnenſchleyer, ſelbſt nicht der Mutternahme gegen ein Verbrechen ſchützen. Ich bitte dich, Kind, habe nur den feſten Willen, immer kalt und höflich, nichts weiter gegen ihn, zu ſeyn. Stelle nur, ums Himmels willen! keine Proben mit ſeinem Herzen und mit deinem Muthe an; trage du deinen Schmerz mit Lächeln, zeige ihm keines deiner Opfer, am wenigſten deine Stärke. Das Mädchen, glaube mir, verräth gegen einen edlen Mann allemahl ihr Herz ſelbſt; denn der Mann achtet die Unſchuld und die Unbefangenheit eines Mädchens, zwiſchen dem und ihm ein Hinderniß ſteht, wie dieſes. Verſchweig mir keinen deiner Schmerzen, keinen deiner Träume, keinen deiner Triumphe, und keinen deiner Schwächen. Laß deine Mutter deine Vertraute ſeyn, und du wirſt ſiegen!

Das verſprach Luiſe feſt, mit dem Willen es zu halten; und ſo ging ſie zu den verzweifelten Sing- und Guitarrſtunden, wie ein Mann zum

Duell auf Piſtolen. Die Mutter war gegenwärtig, aber nicht immer. Luiſe hielt ſich feſt an das Kalt und Höflich, und nichts weiter. Aber Guſtav, der ſeinen ſtolzen Plan im vollen Herzen trug, fing ſtatt zu ſingen an zu reden. Er bath Luiſen, um einen Spaziergang in den Frühling, der ſchon ſein blühendes Haupt aus der Natur erhob. Sie hatte nur verſprochen, ihr Geheimniß zu verwahren, nicht, ihn zurückzuſtoßen.

Auf dieſem Spaziergang war ſelbſt der Mutter Gegenwart nicht viel mehr, als die tiefſte Einſamkeit der beyden. Die Mutter nahm das Geſpräch auf, um es in ihrer Gewalt zu haben. Jede Frage, die ſie that, führte zu irgend einer Begeiſterung des jungen Menſchen, welche Luiſe nach zwey Minuten, und die Mutter nach drey mit ihm theilten. Redete er von Seedorf — denn die Mutter hatte gefragt: „Wie heißt Ihr Geburtsort?“ — ſo lächelte er auf bey dem Nahmen Seedorf. Er verlief ſich nun aus der Beſchreibung der ſchönen Gegend auf den noch ſchönern Pfingſttag, da ſein Vater ihn und ſeine Schweſter Roſalie confirmirt hatte. Er führte die beyden Damen in den ſchönen Tempel des Abends vor Pfingſten, da der achzehnjährige fromme Knabe mit ſeiner noch frömmern geliebten Schweſter auf dem Grabe der Mutter ſitzt, wo das letzte Geläut zum morgenden Feſt und die frohen, aus dem Dorf erſchallenden Geſänge und die leichte Abenddämmerung ſich zu einem Pantheon voll

Göttergeſtalten um beyde Kinder herwölben; er erzählt ihnen, und kaum kann er ſeine Stimme von den Tönen eines ſanften Weinens befreyen, wie ſie an dem heiligen Altare, dem Grabe der Mutter knien, und dem Schatten der theuren, unvergeſſenen Mutter ſchwören, der Tugend und Gott ewig treu zu ſeyn, und dann ſchwören, ſich ewig zu lieben. Und nun erzählt er mit in Thränen leuchtenden Augen, wie er in dieſem Augenblick ſich dennoch ſo verlaſſen geſchienen, unter dem Segen eines edlen Vaters, im Arm einer theuren Schweſter, am Grabe der Mutter. „Ach," ſagte er — „wenn das Herz zu ſehr bewegt iſt, wenn der Menſch vor Gott ſteht, ſo ſtreckt er die Arme ſehnend aus nach einem Freunde, nach einer." —

Hier erſtickte ein weinender Ton ſeine Worte. Er ging in das Gebüſch. Mutter und Tochter ſahen einander, und dennoch verlaſſen — wie er — an. Sie reichten ſich ſchweigend die Hände, und ſtille Thränen rannen aus ihren Augen.

Dann kam er zurück; und um ihnen zu zeigen, wie unſchuldig ſeine Schweſter war, ſo ſuchte er aus ſeinem Taſchenbuche einen ihrer Briefe, und gab ihn der Mutter, und er verſchwand wieder in das Gebüſch. Und ſie laſen nun von Roſaliens Hand ein kleines Gemählde jenes Pfingſttags; und dieſer Brief der Liebe von der Schweſter umzog den Bruder, der dort vor ihnen ging, mit einem magiſchen Lichte, und ſie ſelbſt fühlten ſich in dieſem Zauber-

kreiſe ſeiner Liebe, ſeiner Frömmigkeit mit ihm eingeſchloſſen.

Luiſe konnte ihm ihre Liebe verſchweigen; denn er forderte nicht das Geſtändniß. Sein kühnſter Traum nannte ſie nur Freundinn; aber verweigern konnte ſie dem Jüngling ihre Liebe nicht. Ach, das forderte nur die um das Glück der Tochter beſorgte Mutter mit einem wehmüthigen ſtummen Blicke, und mit einem heißen Gebethe von dem Himmel! Verſchweigen konnte ſie ihm ihre Liebe leichter, als Mutter und Tochter gedacht hatten. Er erröthete ja öfter als Luiſe, weil er ſchon zu viel geſagt zu haben glaubte. Luiſe konnte ihr Gelübde halten; aber ſie liebte ihn deſto mehr; und wer findet den feurigen Wunſch, ſie möchte des Jünglings Weib werden, unweiblich, den ſie nur dem Himmel, weinend und erröthend nur der Mutter entdeckte? Obgleich ſie ihm die Liebe in ihrem Herzen, verbarg, ſo verbarg ſie ihm doch das Herz voll ſchöner Wärme, den reichen Geiſt nicht. Seine Begeiſterung erregte die Ihrige. Sie hatte ihm auch wieder die heiligen Tage ihres Lebens zu erzählen, und das ſtille, fromme Leben der Mutter, und eines edlen Bruders, der lange ſchon aus des Vaters Hauſe, aus den Armen der Mutter und der Schweſter verbannt war.

Sie verſchwieg ihre Liebe; aber ſie zeigte ihm, was eben ſo gut iſt, wie ſie lieben konnte, ihre Mutter, den Bruder ſelbſt den Vater, der nicht einmahl

ihre Liebe, sondern nur ihren Gehorsam wollte. Gustav mußte sie immer mehr lieben.

Gustav hatte in den vier Wintermonathen in Heiders Hause recht oft gehört, was jeder Geschäftsmann weiß, daß das ganze romantische Land der Liebe und das Ideal hinter dem Altar und in der Sessionsstube versinkt; Herr von Heider, dem wirklich daran lag, seinem jungen Apollo, den er eben darum liebte, weil er dem Apollo glich, die ewige Jugend des Götterlebens zu nehmen, und ihn als Tagelöhner irgendwo auf der dunkeln Erde zu verdingen, bath ihn, ihm nur ein Beyspiel zu nennen, wo diese hohe Liebe eines Mädchens mit ihren Attributen, der Musik, dem Zeichentisch, der Dichtkunst sich bis an's dritte Wochenbett gerettet hätte. Gustav konnte ihm kein Beyspiel anführen, als seines Vaters und sein eigenes; aber er schwur ihm, er würde wie Apollo beym Admet die goldene Leyer niemahls ablegen. „Wenn auch diese erste hohe Liebe versinkt: ist nicht die Kinderstube eine neue Idealwelt voll Poesie?" sagte er. „Ist nicht einer Tochter erster Seufzer der Liebe die schönste Auferstehung einer eigenen Liebe? Ist nicht die silberne Hochzeit — Gott gebe sie mir! — ein schonerer Himmel, als die erste vor fünf und zwanzig Jahren? Nein, Herr von Heider, ich verliere meine Welt nicht, so lange ich tugendhaft bleibe, und die Tugend wird von der Welt so gut verspot-

tet, als die Liebe. Kurz, der Junge Apollo behielt seine ewige Jugend.

Und hier fand er nun das Mädchen, das mitten unter dem Glanze des Ranges das einfache Herz und den Glauben an Gott bewahrt hatte. Und diesem Herzen sollte er entsagen!

Je mehr er den Präsidenten kennen lernte, desto gewisser sah er, daß er nie seine Einwilligung zu einer Verbindung mit ihm geben konnte. Er sah es an der Liebe der Mutter zu ihm, welche die höchste Wemuth wurde, wenn sie ihm eben die höchste Liebe zeigte. Er sah es an Luisen selbst, die ihr Herz gegen eine künftige Trauer waffnet, und die Hoffnung von sich stieß. Der Mann, fühlte er, mußte ja das Opfer früher bringen, als das Mädchen. Und so, nach einem Tage, der zu glücklich, zu selig gewesen war, an dem die beyden schönen, ewig wunden Herzen im großmüthigsten Entsagen fast in einander geflossen waren, an eben dem Tage entsagte er auf immer Luisen, dem Glück und Allem.

Nach einer solchen Entsagung zieht sich das Herz erstarrend zusammen, und behält kaum den Wunsch, zu lieben, kaum den Wunsch, den das Leben ja nicht verbiethet, den Wunsch nach der Freundschaft. Er wünschte nichts, als daß Heider endlich ankommen, oder seine Ankunft in der Residenz wünschen mochte, um den Vorwand zu haben, Luisen zu verlassen auf ewig. Einen Wunsch hatte er noch übrig, daß Luise einen Mann finden möchte,

der sie zu lieben werth wäre. Er hoffte es vom Himmel.

Aber eben darum, weil er es nur vom Himmel hoffte, und nicht von Menschen, eben darum liebte er Luisen jetzt desto mehr. Er sah sie schon in der Dornenkrone des harten Ehestandes. Er sah schon, wie ihre muthige Heiterkeit unter der Bürde aller verfehlten Wünsche, eines ganz verfehlten Lebens, sich in harten Schmerz umsetzte, nicht in die freundliche Wehmuth der Mutter. Sein Mitleiden mit ihr wurde eine neue Liebe. Aber er entsagte ihr doch; und da er Allem entsagt hatte, löste sich sein Schmerz in ein sanftes Weinen auf, wie das vergangene Gewitter nur noch den warmen Regen auf die Erde gießt.

Der Kampf der Pflichten. Der Sieg. Die Entscheidung.

Da kam Heider endlich, „den Jüngling von dem Anblick des Elends abzulösen," dachte Gustav. Heider traf bey seiner Ankunft den Apollo auf einem Spaziergange. Er stieg aus dem Wagen, er umarmte seinen jungen Freund; und seine erste Frage war: „Nun, hat des Präsidenten Tochter Anlage zur Musik? singt sie?"

Diese Fragen, obwohl er ihrer von Heider gewohnt war, machten ihn stutzig. Heider setzte

also hinzu, um ihn auf den rechten Weg zu bringen: „Denn ich soll sie heirathen, lieber Gustav!“

„Sie? Sie sollen?“ Die unwürdige Art, von einer Verbindung mit Luisen zu reden, that ihm in dem ersten Augenblick weher, als die Heirath selbst. Ihm fiel ein, Heider könne scherzen. — „Kennen Sie das Fräulein?“

„Was Sie so nennen, nein! Eine junonische Gestalt mit dem Reitz einer Grazie, Zypris lieblichen Nacken und Anmuth strahlende Augen, wie Homer sagt. Ihr Gang ist die leichte Harmonie des Tanzes!“

„Herr von Heider, ich bitte Sie, wenn —“

„Ihre Stimme ist Gesang, und nun ja, Troschke, ein reicher, lebenvoller Geist! Nun ja, auch der! Aber ich weiß wohl, wie wenig das alles in Ihren Augen ist. Nun denn, was sagen Sie von ihr?“

Froh hohlte Gustav die Brust voll Athem, und hob an: „Sie, Herr von Heider, könnten keine schlimmere Wahl treffen, als diese. Sie hat alles, was Sie hassen, und haßt alles, was Sie lieben. Sie scheint wie ein Regenbogen nur auf der Erde zu stehen. Sie ist nur schön, durch die beständige Erhebung ihres Geistes aus dem dunkeln Reich armer Wirklichkeit in's unendliche Reich der Ideale.“ Heider lächelte; und so schloß Gustav seine Rede, die er angefangen hatte, mit den Worten:

„Feuer und Wasser können sich eher verbinden, als Sie und des Präsidenten Tochter.“

„Nein, Troschke, mit Nichten! diese poetischen Blumen, diese mystischen Träume des Ideals sind der wunderbare Gürtel Aphroditens, der den Mann bezaubert, und den er nicht tragen darf. Es ist der Schleyer der Grazien, durch welchen die Schönheit reitzender hervor strahlt. Was daran zu viel ist, wird sich geben. Die Welt hat, glauben Sie mir, ihren Zaubergürtel auch. Das Weib muß die Welt, die wir beherrschen, mit diesen schönen tausendfachen Mohnblüthen ihrer Träume verschönern. Ich liebe an dem Weibe, was ich an Ihnen, mein lieber Apoll, hassen kann, weil ich Sie liebe. Sie sollen sehen, wie glücklich ich seyn werde!“

„Des Mädchens Jugend, Herr von Heider,“ hob jetzt Gustav in einem ganz andern Tone an — „und —“

„Mein Alter, wollen Sie sagen. Der Mann wird nicht alt, lieber, wunderbarer Troschke! Ich bin fest überzeugt daß ich das Mädchen glücklicher machen werde, als hundert junge Leute. Das liegt in meinem Charakter, und Sie selbst werden mir das zugeben.“

Das mußte Gustav in der That; das mußte er. Selbst Fräulein Caroline hatte gewiß in Heiders Hause unbeschreiblich glücklich gelebt. Aber doch schien es Gustaven Hochverrath an der Tugend, wenn er zugäbe, daß Luise Heiders Frau

würde. Er entschloß sich also auf der Stelle, der Mutter zu entdecken, in welcher Verbindung Heider mit Carolinen gelebt hatte, und dann sogleich des Präsidenten und Heiders Haus zu verlassen, so bald er sähe, daß die Verbindung mit Heidern Ernst werden sollte.

Das sah er; denn Heider war noch nicht vier und zwanzig Stunden im Hause, so sah er an der Mutter und an Luisens bleichen Gesichtern, daß der Präsident ihnen die Verbindung angekündigt hatte.

„Sie kennen den Herrn von Heider?" sagte die Mutter, auf einem Spaziergange mit ihm allein. „Sie scheinen ihn zu achten; denn wenigstens er liebt Sie, Herr von Troschke, vielleicht mehr, als sonst Jemanden. Was hat er für einen Charakter?"

Gustav wollte zufahren; aber der Mutter Worte: „Er liebt Sie!" legten sich wie eine Fessel um seine Seele. Er sollte den Mann verrathen, der ihn liebte? der ihm, was er verrathen mußte, selbst anvertraut hatte? das schien ihm ganz unmöglich, ganz und gar. Er sagte sich und zwar hundert Mahl vor: „Warum liebt er mich? weil ich goldenes Haar um die Stirn her trage, wie Apollo." Aber das half alles nicht. Er konnte nicht läugnen, Heider liebte ihn, Heider behandelte ihn mit einem vollkommenen Vertrauen. Und er, der unter seinem Dache lebte, sollte ihn verrathen? Mußte er nicht sich zugestehen, daß Luise, als Heiders Gemahlinn,

ein glücklicheres Leben führen konnte, als ihre Mutter unter der kalten, ewig schneidenden, harten Höflichkeit ihres Mannes?

Die drey Tage, die Heider in Groß-Dreeben blieb, ging Gustav im blutigen Kampf mit sich selbst umher, aber der Nahme Verräther wurde ihm mit jeder Minute verächtlicher. Der Entschluß, zu schweigen, siegte. Heider wollte Gustaven gern dort lassen; aber Gustav drang darauf, mit Heidern abzureisen. Er schwankte wieder über die Art seines Abschiedes von Mutter und Tochter; aber er blieb Sieger. Er nahm Abschied in Gegenwart Heiders und des Vaters; und so, nachdem er alles überwunden und alles verloren hatte, auch das letzte Lebewohl von dem Wesen, was er unendlich liebte, stieg er zu Heider in den Wagen, und sie kamen nach einer sehr wortarmen Fahrt im Hause Heiders an.

Gustav warf sich sogleich über Heiders Cabinett her, um es in Ordnung zu bringen. Er machte einen beurtheilenden Catalog darüber; und da er nach ein Paar Tagen fertig war, ging er mit dem Catalog in der Hand, zu Heidern ins Zimmer.

„Was ist?" fragte Heider — „Ihr Gesicht sieht aus wie eine Ausforderung auf Pistolen!"

„Und mein Gesicht dachte ich, sollte recht freundlich aussehen, lieber Herr von Heider; denn wahrlich, ich trenne mich von Ihnen, wie von dem theuersten Freunde."

„Trennen? was? warum? Sagen Sie mir, guter Troschke, was Ihnen in meinem Hause mißfällt? Wahrhaftig, ich will es abändern! Beym Himmel, Troschke, ich bin nie einem Menschen so nahe gekommen, mit Achtung, wie Ihnen! Ich kann Sie nicht verlieren, ich darf Sie, so scheint es mir, ich darf Sie nicht verlieren. Warum wollen Sie gehen? Wer hat Sie beleidigt? Wer? Ich nicht. Das fühle ich, das weiß ich. Junger Mensch, ich liebe dich! Das ist wenig. Aber dich habe ich geachtet; seit meiner Jugend bist du der Erste, den ich achtete. Das ist viel! du sollst nicht von mir!"

Es war eine Wärme in dem, was Heider sagte, und sie rührte Gustav. „Ich muß," sagte er betrübt; dann sagte er noch einmahl entschlossen: „Ich muß!"

„So sagen Sie mir, warum, Troschke! Muß es seyn, so will ich zum mindesten die Achtung gegen Sie nicht verlieren. Ich habe Ihnen wohlgethan, das fühle ich. Ich habe Sie geliebt. Ich habe Ansprüche auf Ihr Herz! Was muß Sie von mir reißen? Das will ich wissen, und dann — gehen Sie!"

Gustav schwieg lange. „Ich darf es nicht sagen!" sagte er endlich.

„So geh! geh! rief Heider unwillig. „Sie, Sie mit Ihrem Herzen, waren mir, wie eine Ahnung einer schönern Zeit, wie ein Traum aus einem goldenen Zeitalter! Jetzt, jetzt ist Ihnen, Undank-

barer, die ewige Jugend abgefallen, die ich anfing für mehr zu halten, als einen Traum! Die Leyer, die dieser Apoll trug, tönt eben den gemeinen Walzer, nach dem die Welt sich dreht. Gehen Sie! Sie müssen!"

„Ich muß, Herr von Heider! ich muß! Und jetzt fühle ich, daß ich Sie liebe, mehr als ich dachte, selbst mehr, als ich wollte. Aber ich muß! Ich scheide mit Thränen!"

„So sprechen Sie, warum Sie müssen! Sie allein sollen nicht aus meinem Hause gehen, wie Tausende, die gehen, weil ihnen einer mehr biethet. Ich both Ihnen viel, bey Gott! viel, Zutrauen, Achtung."

„Ich liebe — — —" rief Gustav übermannt von Heiders Wärme — „ich liebe — — Luisen."

„Was? zum Teufel!" rief Heider, einen Schritt zurück tretend — „des Präsidenten Tochter? Nun denn, mich soll wundern, wie unsere Unterredung endigen wird! Nur, lieber Troschke, das bedinge ich zuvor, keine Tragödirung! Sie lieben Luisen? ich war der Thor, der Sie dahin schickte. Daß Sie dieses reitzende Mädchen lieben, wundert mich jetzt nicht; aber Sie wollen von mir? das heißt, Sie hoffen, Troschke?"

„Ich hoffe nicht, Herr von Heider!"

„Aber mir fällt ein, lieber Prophet, mir fällt ein, was Sie von dem Mädchen sagten: Sie schiene nur, wie der Regenbogen auf der Erde zu stehen.

Wars nicht so? Freylich, lieber Freund, mag ich Ihnen wenig mit dem Mädchen zu passen scheinen, dem, gerade wie Ihnen, die Liebe das dunkle Heiligthum in einem Göttertempel ist, das kein Uneingeweihter betreten darf.“

„Sie spotten; und ich darf doch fragen, ist das natürlichste Gefühl des Menschen nicht ein Heiligthum?“

„Und so begreife ich, lieber Troschke, warum Luise mich zuweilen mit Blicken des Abscheues betrachtete. Sie haben nicht wohlgethan, mein Freund, wenn Sie wirklich nicht hofften, des Mädchens überspanntes Gefühl sollte Ihre Liebe errathen und belohnen.“

„Sie meinen?“ sagte Gustav erröthend.

„Daß Sie dem Fräulein meine Verbindung mit Carolinen vertraut haben, meine Grundsätze, die Ihnen leicht gehässig scheinen, und die noch leichter des Mädchens Schicksal bitter machen können.“

„Luise weiß nichts von Ihnen, Herr von Heider! Wie können Sie glauben —“

„Daß es Ihnen Pflicht scheinen konnte, Luisen zu sagen — oder der Mutter?“

„Eben so wenig der Mutter. Ich liebe das Mädchen, Herr von Heider! Sie wird Ihre Frau. Ich verlasse Ihr Haus; das ist, dünkt mich, natürlich, so natürlich, daß unser Gespräch über diesen Punkt geendet seyn muß.“

Heider stutzte. „Sie lieben, sagen Sie, das Mädchen, und Ihre Liebe — denn was wäre in Ih-

rem Herzen nicht Begeisterung? Sie sagen das so kalt? Was kann ich glauben?"

„Daß die aufgegebene Hoffnung —" hier traten in des Jünglings funkelnde Augen Thränen und Begeisterung.

Heider sann — sann lange; dann stürzte er an seinen Schreibtisch, hohlte ein Papier, las eifrig, und dann gab er es Gustaven mit den Worten: „Sie kannten Luisen schon?

Es war ein Brief von Ludolph an Gustav, in dem Anspielungen auf Gustavs Liebe vorkamen, die jetzt Heider leicht errathen konnte.

Gustav sah das Papier, dann Heidern an. Heider sagte: „Den Brief fand Caroline, und gab ihn mir. Sie ahnte die Empfindung Ihres Herzens. Ich nicht; aber jetzt sehe ich deutlich — Herr von Troschke, mich dünkt, Sie sind trotz Ihrer überirdischen Liebe übler mit des Mädchens Glück umgegangen, als ich mit meiner Liebe. Wäre es meine Tochter — nein, dennoch nicht. Aber dieser Präsident, der lieber seine Tochter in das glühende Bett neben dem Teufel legte, als neben einem Bürgerlichen: Sie haben nicht wohl gethan."

Da erzählte Gustav, wie er mit Luisen bekannt geworden, wie mit Ludolph; daß er alle Hoffnung aufgegeben; daß Heider ihn wieder mit dem geliebten Mädchen in ihres Vaters Hause zusammen gebracht. Er verschwieg nichts, als Luisens Liebe zu ihm.

Sie verschweigen etwas, mein Freund.“ Er nahm den Brief Ludolphs, und zeigte auf eine Stelle des Briefs, die auf des Mädchens Liebe anspielte.

Gustav mußte gestehen. Er gestand alles; und Heider glaubte der Versicherung des Jünglings, die er mit der Hand auf dem Herzen betheuerte.

Und was war Ihr Plan?“ fragte Heider mit finstrer Stirn.

„Ich wollte Sie bitten, mich irgendwo zu einer Reise durch Europa vorzuschlagen.“

„Und in dieser Brust voll Liebe,“ sagte Heider, die Hand auf Gustavs Brust legend — „in dieser Brust voll Glauben an höhere Mächte, welche die Liebe beschützen; in dieser Brust voll Stärke, die selbst mit dem Geschick um das Glück, um den Ruhm, um den Lohn des Lebens zu kämpfen den Muth hat, ist in dieser Brust gar keine Hoffnung mehr? Ist die Verzweiflung, ist dieser stille Trotz nicht eine verkappte Hoffnung?“

„Nein! gar keine Hoffnung! gar keine! Seit ich den Vater kenne, gar keine!“

„Wenn das Mädchen so heiß liebt, wie Sie: gar keine? Ein kühner Entschluß, Troschke —“

„Spotten Sie, ich habe gelernt, die Rechte der Ordnung zu ehren. Wie dürft ich meinem Vater vor die Augen treten?“

„Ihr Vater, dacht ich, wäre —“

„Hier oder dort, gleich viel! Wie dürft' ich!

Nein, Herr von Heider, ich habe die Hoffnung aufgegeben.“

„Wackerer junger Mensch! Sie sollen reisen. Sie sollen mit dem Prinzen reisen. Sie müssen reisen. Denn wahrlich, wenn Luise mir fremd wäre, wenn ihr Vater zu verleiten stände, so müßten Sie dennoch die Hoffnung aufgeben. Wenn Sie des Vaters Rechte ehren: warum nicht des Mädchens Rechte, die Rechte ihres Standes, und die Achtung, die sie fordern soll in der Welt, und die sie nicht fordern könnte, wäre sie Ihre Frau? Jeder Mensch würde Luisens Liebe Sinnlichkeit schelten. Die Treue soll alle Opfer bringen; aber die Liebe nur Eins, was ihrer würdig ist, und wäre sie himmlischer Natur, wie Sie glauben — nur Eins, sie soll entsagen! Meinen Sie nicht, mein Freund?“

„Ich brachte das Eine Opfer, Luise brachte es, ehe die Ehre es forderte, sie brachte es der Ruhe der Mutter schon.“

„Sehen Sie! mein guter Troschke, daß die Grundsätze der Welt nicht so schlimm sind? Wir stehen hier auf Einem Punkte: ich auf der dunkeln kleinen Erde, Sie auf einer glänzenden Sonne.“

„O Herr von Heider,“ rief Gustav schmerzlich — „muß ich Ihnen vorwerfen, daß Caroline Ihr Haus in Verzweiflung verließ?“

Heider erschrack; aber er faßte sich. Er sagte lächelnd: „Der Vater hat das Mädchen fürs Theater

bestimmt. Sie fand in meinem Hause mehr, als ihr bestimmt war. Sie —"

„Mehr, als die Natur ihr bestimmt hatte? Sie fand in Ihrem Hause die Verzweiflung —"

„Ich beleidigte Niemandes Rechte, Sie willigte ein. Der Vater war todt. Keiner unter den Menschen kann vor meine Stirn treten, und sagen: Ich wurde beleidigt!"

In dem Augenblick öffnete ein Bedienter die Thür, und ein junger Offizier trat ins Zimmer. Heider ging ihm mit einem freundlichen Blick entgegen; denn der junge Mann war schöner sogar, als Gustav.

„Hab ich die Ehre, den Herrn von Heider zu sprechen?" fragte der junge Mann, mit einem hohen Ernst. „Den Herrn von Heider auf Rollberg."

„Der bin ich."

„So wünschte ich, Sie auf eine Viertelstunde allein zu sprechen."

Gustav wollte gehen; allein der Ernst des Offiziers war so schneidend kalt, daß Heider sogleich, aber höflich sagte: „Dieser Herr ist mein Freund. Wenn die Sache also nur mich betrifft, so ersuche ich Sie, in seiner Gegenwart zu reden."

„Wie Sie wollen, Herr von Heider!" Der Fremde stützte seine linke Hand auf den Degen, und so in dieser ruhigen Stellung, die aber in einem starken Widerspruch mit dem Gesicht stand, das sich an zu erhitzen fing, hob er an: „Ich nehme Theil,

den allerinnigsten Antheil an einem Mädchen, Herr von Heider, das seit vier Jahren in Ihrem Hause lebte, in einer Verbindung mit Ihnen, welche die Welt leicht gut heißen kann; aber — denn nicht wahr, Herr von Heider, das Mädchen war unschuldig, da Sie es kennen lernten? Sie brachten sie um ihre Unschuld.

„Nun zum Teufel!" sagte Heider, ein wenig verlegen, aber doch lachend — „das geht heute ja Donner auf Donner! Erst der, und nun gar der! Doch ehe wir weiter reden, mein Herr, darf ich Sie bitten, mir frey zu sagen, welche Art Antheil Sie an dem Mädchen nehmen?"

„Sie lachen, Herr von Heider!"

„In der That, ich lache gern, so lange ich kann; und ich wünschte, hier beym Lachen bleiben zu können. Also?"

„Recht gern! Sie werden zugleich sehen, daß ich nicht etwan Ritterschaft treibe, sondern, daß ich ein Recht, und die Pflicht habe, mich des Mädchens mit jeder Macht, die ich habe, anzunehmen. Mein Vater war Offizier unter dem hiesigen Militär, und des Mädchens Vater war Staabstrompeter bey seiner Escadron. Das Regiment wurde reducirt. Mein Vater wurde ein Bettler. Seine Frau starb vor Gram, nachdem sie mich geboren hatte.

„Der ehrliche Trompeter, der kärglich vom Unterricht in der Musik lebt, ist der einzige Freund, der meinem Vater übrig ist. Er theilt mit ihm sei-

nen Verdienst, alles was er hat, was er ist, und er ehrt den Mann, den er erhalten muß, noch immer, als ständen sie beyde an der Spitze der Escadron."

„Mein Vater starb, und der Trompeter nimmt die Erbschaft, die ihm Niemand streitig macht, in Besitz, mich, einen Knaben von vier Jahren. Er erzieht mich, wie den Sohn seines Freundes, seines Herrn, wie seinen eigenen Sohn, mit der Liebe eines Vaters, und mit der Achtung, die er dem Sohne seines ehemahligen Herrn schuldig zu seyn glaubt."

Hier fingen an die Augen des Offiziers naß zu werden. Gustavs Augen wurden auch naß, der Herr von Heider hörte mit Rührung zu. Der Fremde fuhr, den Degenknopf fester fassend, fort: „Der Mann entzog seiner Frau und seiner Tochter alles, was nicht Bedürfniß war, um es an meine Erziehung zu wenden. „„„Der junge Herr da,"" rief er in seinem rauhen Tone der weichsten Liebe — „„„der muß etwas wissen, um einmahl in der Welt etwas Großes zu seyn. Ich und ihr nicht! Wir können uns behelfen."" Verzeihen Sie, meine Herrn, daß ich der Rührung nachgeben muß! Er war mein Vater!"

„Da ich zehn Jahr alt war, stand der alte Mann, der im schönen, menschlichen Stolz oft sagte: „„„Ich will Gott danken für alles Gute, das er mir gethan, und verlangt er's, auf den Knien; aber betteln kann ich nicht, das weiß Gott schon ohnehin! Wie er es schickt, will ich's tragen;"" dieser

Mann, eben dieser Mann stand jetzt alle Morgen eine Stunde in dem Vorzimmer des Kriegsministers, der Generäle, um mir eine Freystelle in einer Militairacademie zu erbetteln. „„Für meines Rittmeisters Sohn, o alle Welt! kann ich's,““ rief er zürnend.“

„Machte ihm seine Frau eine Vorstellung, daß ja Caroline auch seine Tochter wäre, so rief er: „„Ja! Gott weiß! ja! Aber der junge Herr da — oder meinst du, ich werfe, was ich thue, ins Wasser? meinst du? der junge Herr da, wenn er einmahl ist, was ihm gebührt zu seyn, ein vornehmer Mann, wird dir's, oder dem Kinde da, unserer Caroline vergelten. Es wird sie Niemand schief ansehen dürfen, so ist er mit dem Degen heraus, wie sein Herr seliger Vater, mein gnädiger Rittmeister.““ Nein, Herr von Heider, gelogen hat er nicht, der edle Mensch! — —

„Aber er bettelte vergebens in den Vorzimmern; vergebens bettelte er auf der Parade, die er nie versäumte, den Fürsten für mich an. Ich war vierzehn Jahr, und noch immer war er es allein, der mich liebte, und schätzte. Da sprach er einen Offizier, der ehedem bey dem Regiment gestanden hatte, und in russische Dienste gegangen war. Er bettelte auch bey dem für mich. Der zog seine Börse. „„Herr,““ rief der Trompeter — „„Geld will ich nicht. Der Sohn meines Rittmeisters ist kein Bettler, so wenig als wie ich. Ich will Vorsprache, daß er in

Dienſt kommt, wohin er von Gottes und Menſchen wegen gehört.“ “

„Der Offizier wendet ſich, von dem alten rauhen Mann begeiſtert, an den ruſſiſchen Geſandten, und ich werde angeſtellt als Cadett auf der ruſſiſchen Flotte, die in Lübeck liegt.“

„Mein Vater iſt ſelig, wie ein Gott. Er läuft im Hauſe umher, um zu ſehen, was er alles verkaufen kann, um mich zu equipiren. Er macht ſich zum armen Mann, damit ich als ein reicher Cadett in Lübeck erſcheinen ſoll. Er kommt jauchzend zu Hauſe, weil er ſeine Uhr theuer verkauft hat, die der ehrgeizige Mann als das Symbol ſeines Standes ehrt, und endlich ſtehe ich in der ruſſiſchen Seeuniform vor ihm. Vor Freude zitternd, will er mich nun umarmen; aber nein, er zieht ſeinen Hut, und ſagt: „„So Ihr Gnaden! ſo! Junger Herr! ich habe dich groß gezogen, wie es meine Schuldigkeit war, das weiß Gott! Nun zieh hin in die Welt, und mache deinem Vater Ehre in der Erde, und ſeinem Nahmen, den die Armee mit Reſpeckt nennte, obwohl er hernach reducirt wurde. Und heute will ich dir deine Erbſchaft übergeben.““

„Er ſchloß einen Schrank auf, brachte mit einer alles, ſeinen ſtarken Muth, überwältigenden Rührung meines Vaters Säbel und die Schärpe hervor. Er küßte unvermerkt die Schärpe. Er zog den Säbel aus der Scheide, und ſteckte ihn ſeufzend wieder ein. „„Da nimm hin, junger Herr, deines

Vaters Säbel! Gebrauche ihn für deinen Herrn und Monarchen, und gegen seine Feinde, wie ein braver Edelmann!"""

„„Und für Gott und deinen Glauben!""" fiel meine Pflegemutter weinend ein, die besorgt um mein Luterthum war.

„„Dummes Zeug!""" rief mein Vater. „„Gott braucht keinen Soldaten, und der Glaube auch nicht. Für deinen Monarchen und gnädigen Herrn gebrauche ihn, und für deine Ehre, und — ja! — für jeden Unglücklichen, den dein Arm retten, oder rächen kann. Das versprich mir auf Cavalierparolle!"""

„Ich versprach es weinend, schluchzend. Denn ich war im Innersten erschüttert.

„„Und bin ich todt,""" fuhr er fort — „„so erinnere dich da deiner Mutter, und da deiner Schwester Caroline, wenn dir's wohl geht, junger Herr! Ich habe das Mädchen da in allen Ehren erzogen. Sie singt, sie versteht die Musik. Gott Lob! Denn ich alter Kerl fühle in diesem Augenblick, daß mir Gott bald meinen ehrlichen Abschied geben wird. So sey du ihr Vater, junger Herr, und leide nicht, daß sie mein graues Haar beschimpft, oder daß ein Anderer sie beschimpft. Versprich mir das! Auf deine Ehre! Junger Herr!"""

„Auf meine Ehre, Vater!" rief ich, und legte die Hand an das Gefäß dieses Degens, dieses! Es ist derselbe, den mir der ehrliche, edle Trompeter gab, und den mein Vater getragen hat."

Hier stand die Thräne in dem blitzenden Auge des jungen Mannes, seine Brust hob sich hoch, die Wange erglühete. „Sehen Sie, das ist der Theil, den ich an dem Mädchen nehme," hob er wieder an. „Sie verführten das Mädchen, die Tochter des alleredelsten Menschen, meines Vaters. Sie verführten meine Schwester. Hier steht ihr Bruder vor dem Verführer, entschlossen, o Himmel! fest, fest entschlossen —"

„Ich muß Sie bitten, mein Herr," sagte Heider — „so viel sich's thun läßt, ruhig zu bleiben. Um Vergebung, wie ist Ihr Nahme?"

„Major Gommern."

„Ich sehe, worauf das hinaus-laufen kann, wird, muß sogar," sagte Heider sehr kalt. „Aber es will mir vorkommen, Herr Major, daß ich sowohl als Sie etwas anders thun sollten, als — Man schlägt sich, man umarmt sich, nach alter Sitte, für ein Nichts, für weniger als Nichts. Ich habe Sie nicht beleidigt, Sie mich nicht. Die Sache scheint mir sogar ernster, als daß sie mit einer armseligen Schlägerey abgemacht seyn könnte. Ihre Begebenheit hat mich gerührt. Und doch sehe ich wiederum nicht, Herr Major, nicht mit allem Witz, wie dem abzuhelfen ist.

„Der Witz soll auch hier nicht entscheiden, Herr von Heider, dünkt mich, sondern das Herz, das Recht. Sie haben Recht, Herr von Heider, eine armselige Schlägerey wird diese Sache nicht endi-

gen. Aber geendigt muß sie werden, so lange ich fühlen, und vertheidigen kann, daß der Verführer der Unschuld, der Unschuld den vollsten Ersatz schuldig ist.“

„Und dieser Ersatz wäre, Herr Major?“ fragte Heider neugierig.

„Dem verführten Mädchen die bürgerliche Ehre zurückzugeben.“

„Das hieße, ich sollte sie heirathen?“ fragte Heider mit Lebendigkeit.

„Ich habe Ihnen nichts vorzuschreiben.“

„Aber doch hieße es, ich sollte sie heirathen? Sehen Sie, Herr Major, da haben wir die Armseligkeit, uns die Hälse zu brechen, wenn Sie darauf bestehen. Ich muß das Ihrem Bedenken überlassen, Herr Major! Freylich ist es seltsam genug; Der da sagt mir, daß er meine Braut liebt; und Der da, daß ich heirathen soll, die ich nicht liebe; und beyde ein Paar Apollos, die man nicht schöner aus der Tiber herausgefischt hat. Bis auf meinen Nahmen, Herr Major, habe ich dem Mädchen, zu dessen Beschützer Sie das Schicksal mir zum Possen gemacht hat, alles gegeben, was ich meiner Frau nur geben konnte: Liebe, ich hätte gewünscht, sie wäre ewig gewesen, daß Der da sie hätte gebrauchen können; den Genuß eines schönen Lebens gab ich ihr: ist das nichts? Bildung, Herr Major, ich habe die Statüe, wie Pygmalion, erst geliebt, dann belebt: ist das nichts? Ich habe, da sie mich ver-

lassen wollte, ihr ein sorgenfreyes Leben mitgegeben. Sie wurde mir ungetreu. Sie liebte Den da. Ich hätte gewünscht, sie glücklich zu sehen. Zum Henker, ich denke, ich habe viel für das Mädchen gethan, ohne gerade noch für sie Jemanden den Hals zu brechen, oder meinen brechen zu lassen!"

Hier schwieg Heider. Der Fremde sagte nicht ein Wort.

„Sie haben, Sie, Herr Major, eine eigene Manier, Menschen auf die Folter zu spannen!"

„Ich habe meine Manier, Herr von Heider!"

„Nun wohlan denn, Herr Major, ich sehe, den Knoten muß der Degen lösen; was das Mädchen davon hat, wenn es Sie verliert oder mich, sehe ich zwar nicht!"

„Herr von Heider, Sie finden, seh' ich, die Sache lustig; ich nicht. Sie finden, Sie haben dem Mädchen wohl gethan; ich nicht. Sie halten die Sache für eine Armseligkeit, die mit einer andern Armseligkeit abgemacht werden kann; ich nicht. Lebte der Vater des Mädchens noch, so stände der jetzt vor Ihnen, und Sie wären noch zu der Armseligkeit gezwungen, den Vater des Mädchens, dem Sie die Ehre nahmen, zu ermorden, oder das graue Haupt Ihres Mörders unter des Henkers Beil zu bringen. Der Bruder des Mädchens lebt," fuhr der Major mit blitzenden Augen fort — „und dieser Bruder versprach dem edeln Vater, Vaterstelle an der Tochter zu vertreten. Mein Herr, ich kam

hierher, fest entschlossen, dem Mädchen meine Hand, mein Glück, meinen Nahmen zu geben; und Sie haben meine Braut entehrt. Ich fordere von Ihnen — und an diese Forderung setze ich tausend Leben, wenn ich sie hätte — Sie sollen dem Mädchen, das Sie entehrten, die Ehre zurück geben. Lebte der Vater noch, so stände er hier, und jagte dem Verführer der Tochter eine Kugel durch das Gehirn, das an keine Verbrechen glauben will, die der reiche Uebermuth belächelt. Bedenken Sie, mein Herr, ich stehe an der Stelle des Vaters hier!"

Die Blicke des jungen Mannes wurden furchtbar. „Um Gottes Willen," rief Gustav, sich ihm nähernd — „was wollen Sie thun?"

„Fort von mir!" rief der Major — „nicht in meine Nähe! Ich will einem Manne zeigen, daß er nicht alles thun darf, weil er reich ist, und der Günstling eines Fürsten! Ich will ihm zeigen, daß die hülflose Unschuld zuweilen einen Rächer findet, der selbst den Nahmen Mörder ehrenvoll findet, gegen den Nahmen, den dieser Mann trägt!"

„Mörder?" rief Gustav, sich zum zweyten Mahl dem Major nähernd — „nein! nimmermehr! so lange ich lebe!"

„Fort! fort! aus meiner Nähe!" rief der Major mit furchtbarer Stimme — „oder ihr zwingt mich!" Er riß seine Uniform auf, und eine Pistole aus dem Degengurt. „Ein Meuchelmörder bin ich nicht; obgleich wenn ich's wäre, war es dieser Mann

nicht auch? Ein Meuchelmörder bin ich nicht! Aber wenn er denkt, dieſe Scene ſoll ſich endigen wie eine Komödie, ſo irrt er!"

Er zog eine zweyte Piſtole aus dem Gurt. Er hielt ſie Heidern hin. „Wählen Sie! Sie ſind gut geladen, jede mit zwey Kugeln. Einer von uns beyden geht aus dieſem Zimmer nicht wieder. Sie haben den erſten Schuß. Schießen Sie!" Er drehete ihm die Bruſt entgegen. Erhob Heider die Piſtole, ſo berührte ihre Mündung die Bruſt des Majors, ſo nahe ſtanden ſie.

„Nein!" rief Heider, und ließ die Piſtole ſinken — „ſein Mörder will ich nicht ſeyn." Dieſe Worte ſagte er noch kraftvoll; aber dann hatte doch die Scene ſeine Stärke verzehrt. Er hielt ſich ermattet an einem Stuhle; aber ohne einen Schritt zurück zu gehen. „Ich bin in Ihrer Gewalt, Major, rächen Sie ſich!"

„Alle ihr hohen Mächte des Himmels! Ich muß! und ich will die blutige That vor dem Stuhl der ewigen Gerechtigkeit verantworten! Wäre ein Richterſtuhl auf der Erde, der — nein, ich muß!"

Sein Auge flammte, ſein Geſicht war mit der dunkelſten Röthe bedeckt, die Bruſt hob ſich gewaltſam. Er erhob das tödtliche Gewehr. In dem Augenblick ſprang Guſtav vor die Mündung, nach der Piſtole greifend. Der Schuß ging los, drang in Guſtavs Schulter, und warf ihn zu Boden.

„Auf deinen Kopf dieſes Blut!" ſchrie der Ma-

jor, und zog den Säbel. Aber Heider warf sein Gewehr zu Boden, und stürzte über Gustav her, rufend: „So ermorde auch mich; und gibt's eine himmlische Gerechtigkeit, so bin ich versöhnt, und du bist der Mörder!"

Erblaßt, zitternd stand der Major, schwankend in dem blutigen Vorsatze. Gustav aber raffte sich empor: „Ich bin nur leicht verwundet!" rief, er, und in dem Augenblicke hatte er den Major entwaffnet. „Seyd Ihr wilde Thiere, so zerfleischt Euch; seyd Ihr Menschen, so hört mich!"

Der Major trat erschöpft an ein Fenster, sich zu erhohlen. Heider verband Gustavs Wunde, die nicht bedeutend war. Dann wendete sich der Major zurück an Heider. Er fragte ruhiger: „War das Mädchen unschuldig, da Sie es kennen lernten?"

„Ja," sagte Heider — „sie war unschuldig!"

„Verführten Sie oder die Liebe das Mädchen?"

„Ich war ihr Verführer, das gebe ich zu, und ich erbiethe mich zu jeder Genugthuung, die — gerecht ist."

„Gerecht, Herr von Heider, ist die, die der Major fordert," sagte Gustav, seinen Arm um Heider schlagend.

„Auch du, du? auch du, mein Freund? du, meines Lebens Retter?"

„Und so lange in diesem Arm," rief der Ma-

jor — „Leben genug ist, ein Gewehr zu halten, so fordere ich von Ihnen die Ehre meiner Schwester!“

„Zwingen?“ rief Heider — „das eben ist's! Zwingen soll mich kein Mensch! kein Engel! kein Teufel! Major, ich habe nicht gezittert vor dem Tode. Ich stand wie ein Mann! Stand ich so? Reden Sie!“

„Das thaten Sie!“ rief der Major und Gustav.

„Gut denn! so kommen Sie in vier Wochen zu mir, und Sie sollen meinen Entschluß wissen; aber, und brächten Sie die Hölle und den Himmel zu Ihrer Hülfe mit, nicht eine Stunde früher!“

„Gut, in vier Wochen; rechnen Sie auf mich.“ Er steckte seinen Säbel ein, um zu gehen.

„Und daß diese seltsame Stunde ein Geheimniß bleiben muß —“

„Sie ist meine Schwester, sorgen Sie nicht!“ Er ging.

Heider ging nun pfeifend im Zimmer umher, wischte mit seinem Taschentuche die Tische ab, öffnete ein Fenster, verschloß es wieder, und sagte darzwischen: „Ohne Sie, Troschke, läge ich jetzt hier, kalt, erstarrt, todt! Erschossen von diesem kalten, heißen Satan von Menschen, der, ich glaube, den Teufel an die Hörner faßte. Und doch weiß ich nicht, ob ich dir danken soll! Denn da sitze ich nun jetzt, in der verteufeltsten Klemme, in der je ein Mann von Ehre gesessen hat. Aber ich bitte Sie, Troschke, reden Sie doch! Nicht wahr, ich war ein Mann?

Ich ſtand vor der Mündung des tödtlichen Gewehrs, zwey Zoll von meinem Herzen. Zitterte ich? Reden Sie! Habe ich nur mit den Augen gewinkt? habe ich die Farbe verändert? reden Sie!"

„Da Sie die Piſtole ſinken ließen, weil Sie ſich Ihrer Schuld bewußt waren, da waren Sie ein Mann."

„Der Schuld bewußt? Welcher Schuld? Ich bin nicht böſe; aber Niemand ſoll mich bereden, daß ich ſchuldig bin, nicht dieſer Menſch, der ganze Batterien von ſchwerem Geſchütz über die Lippen ſtatt Worte wirft, der feuerſpeyende Berge und Erdbeben wie Schneeflocken aus ſeinem Munde fallen läßt!"

„Er prahlte nicht, Herr von Heider! Er war kalt und entſchloſſen. Er war ein Mann!"

„Nicht kälter als ich, nicht entſchloßner als ich. Er würde mir kein Ja abgedrungen haben, und hätte ſeine Hand Zeus-Blitze geführt. Meinen Sie nicht, daß er ſeine Rolle einſtudirt hatte, wie ein tragiſcher Schauſpieler ſeine Beſchwörungsformeln? Aber ich war ein Mann; war ich nicht?"

„In der That, das waren Sie! Aber ich bin überzeugt, er war eben ſo gut ein Mann, und ein edler Mann."

„Nun zum Teufel! wäre er der nicht, ſo — Ich fürchte ihn nicht, Troſchke; aber — auch Sie waren ein braver Junge, dem raſenden Menſchen vor die Piſtole zu ſpringen! Ich bin in einer vertrakten Lage, das glauben Sie mir! Und dieſe Caro-

line, sie singt wie ein Engel! Ich habe nicht gewußt, wie viel sie mir war, als seit ich sie nicht mehr habe.“

Heider zitterte vor diesem Major und seinem Schwure, des Mädchens Ehre zu rächen. Er sah, dem Tode konnte er nicht entgehen. Es blieb ihm in der That nichts übrig, als das Mädchen zu heirathen. Aber er scheute nichts mehr, als die Schande, sich dazu gezwungen zu sehen.

Er fragte noch wohl hundert Mahl Gustav: „Habe ich nicht gestanden wie ein Mann? habe ich gezittert vor dem Tode? reden Sie!“ Und nachdem er den Tag mit diesen Fragen zugebracht und doch immer wieder auf Mittel gesonnen hatte, der Heirath oder der Schande, dazu gezwungen zu seyn, zu entkommen, so ließ er den andern Morgen anspannen. Er bath Gustav, mit ihm einzusteigen. Der Wagen hielt am Abend vor dem Hause, wo Caroline wohnte. Er brachte das Mädchen unter einem Vorwande an den Wagen.

Er hob sie hinein, der Wagen rollte davon. Am Morgen war er auf seinem Gute. Das Mädchen war außer sich vor Erstaunen. Sie wurde noch bestürzter, da Heiders Prediger in das Zimmer trat. Sie wurden copulirt.

„Da begriff Caroline alles. „Der Major Gommern!“ rief sie. „Herr von Heider, glauben Sie mir, ich wollte es nicht. Der Major wollte

es. Sie haben hoffentlich die Scheidung schon besorgt, wovon der Major sagte?"

„Scheidung? was sagte der Major davon?" fragte Heider. Caroline erzählte: der Major hätte nur darauf gedrungen, Heider sollte Carolinen seinen Nahmen geben. Gegen die Nachherige Scheidung der Ehe hätte er nichts.

Heider, der bisher alles mit einer sehr krausen Stirn getrieben hatte, wurde auf einmahl heiter. Er sandte Gustav wieder in die Stadt, um den Major nach Verlauf der vier Wochen hierher zu bringen. Der Major kam früher. Er stürzte mit einem drohenden Gesicht zu Heider in's Zimmer. „Caroline ist entführt, Herr von Heider, und bey Gott, Sie sind der Entführer!"

„Errathen, Herr Major! der Entführer, und noch mehr bin ich, Carolinens Mann. In dem Kopfe des Mädchens, oder vielleicht auch schon im Herzen des Mädchens, spukte eine Leidenschaft zu dem jungen Manne, den Sie bey mir sahen, und die ich überraschen mußte, sollte das Mädchen nicht Nein sagen. Ich entführte sie, und ehe sie Zeit hatte, sich zu besinnen, stand sie mit mir vor dem Altar."

Heider öffnete ein Zimmer, in dem Caroline war, und ging einen Augenblick zurück, um seinen Leuten etwas zu bestellen. Der Major hörte von Carolinen, daß sie Frau von Heider war; aber über die bevorstehende Scheidung war sie vollkommen ungewiß. Heider hatte sich darüber gar

nicht erklärt. Der Major wollte von der Scheidung anheben. „Das, mein Herr Major," sagte Heider mit blitzenden Augen — „gehört nur zwischen uns."

Er führte ihn auf sein Zimmer. „Nun, mein Herr," sagte er, zwey Pistolen hervorhohlend — stehen wir auf eben dem Puncte, wo wir standen. Sie verlangen eine Scheidung von meiner Frau; hier" — er zeigte auf die Pistolen — „hier liegt das Mittel, das einzige Mittel, mich von ihr zu scheiden. Frisch, mein Herr! ich fordere Sie, Sie haben den ersten Schuß."

Der Major erstaunte. Er trat zurück. „Sie wollen Carolinen behalten, Herr von Heider?"

„Nun denn, ja! Wozu hätte ich sie sonst entführt? das Mädchen wollte nicht — eine Leidenschaft — doch das wissen Sie schon. Zum Teufel. Herr Major, Sie thun wohl, wenn Sie sich nicht in solche Sachen mischen!"

„Mein Gott, worüber haben wir denn gestritten?"

„Das frage ich Sie. Caroline ist meine Frau, und wird es bleiben."

Der Major erstaunte noch mehr. Er begriff nichts von der Sache. Caroline wußte eben so wenig eine Erklärung. Sie gab dem Major die Versicherung, daß Heider sie über alle ihre Hoffnung gütig behandele.

Die Sache war abgemacht. Heider hatte den Wunsch erreicht, den Major zu bereden, daß er nicht gezwungen, sondern gern Carolinen seine

Hand gegeben. Er berief sich immer mit räthselhaften Ausdrücken auf des Mädchens Leidenschaft, die Caroline mit ihrem Erröthen und Seufzern zu gestehen schien, wenn der Major sie fragte.

Der Major reiste zufrieden ab. Niemand wußte den Gang der Begebenheit, als Gustav allein; und Heider hatte die Genugthuung, daß Gustav selbst gestand, er hätte dem Tode gestanden, wie ein furchtloser Mann, und hätte die Sache geendigt, wie ein edler Mensch! Das wollte Heider.

Er schrieb dem Präsidenten, daß er seine Frau, die er für todt gehalten, unvermuthet wieder gefunden hätte. Er ließ Carolinen auf seinem Gute. Er kündigte in der Residenz seine Verbindung mit dem Fräulein von Gommern an. Das alles that er mit einer so großen Freymüthigkeit, daß Niemand ihn errieth. Gustav hatte versprochen, niemahls über die Sache zu reden.

„Und nun Sie?" hob er an — „lieber Troschke, Sie? Gestehen Sie nur, daß in Ihrem Herzen wieder eine Hoffnung empor gekeimt ist, seit ich — verheirathet bin. Sie lieben des Präsidenten Tochter? Hm!"

„Daß ich sie liebe, wissen Sie. Daß ich meine Hoffnungen aufgegeben — aufgegeben? Ich hatte keine. Ich hatte keine."

„Gut; aber ich gebe Ihnen Hoffnung, Troschke! Ich bin nicht, wie Sie, ein Prophet, ein Schwärmer, ein Träumer; aber ich bin nicht un-

dankbar. Und daß ich lebe, Troſchke, dank ich Ihrer Großmuth, Ihrem Muthe. Der Fürſt iſt mein Freund, der Miniſter auch, darauf läßt ſich viel, ſehr viel machen, denk ich. Ich gebe Ihnen Hoffnungen. Freylich, darüber können noch Jahre weglaufen; und Sie müſſen ja wiſſen, wie lange Ihre ewige, unausſprechliche Liebe dauern kann. Das erſte iſt, Sie müſſen zum Präſidenten zurück, und die Liebe des Mädchens und ihr Wort, auf Sie zu warten, ſuchen. Und das iſt leicht.“

Dieſe Vorſtellung pumpte alles Blut in Guſtavs Wange. Heider redete mit einer Art Rührung. Der Weg, den er ihm zu ſeinem höchſten Glücke zeigte, ſchien ihm ſo gebahnt, ſo kurz, ſo ſicher, daß er ſich ſchon in dem Arme des theuren Mädchen ſah. „Iſt es möglich?“ rief er, und warf ſich mit hervorquellenden Thränen an Heiders Bruſt. Er war außer ſich.

„Recht wohl möglich, lieber Freund, wenn Sie anders wollen! Sie treten auf den Schauplatz der großen Welt, und der Geſchäfte; der großen Welt merken Sie wohl! nicht Ihrer unendlichen Welt, deren Eingang die beyden Traumpforten aus dem Homer ſind, ſondern einfach der großen Welt, die Ihnen freylich zuweilen ein wenig klein, kindiſch, zuweilen niedrig vorkommen wird. Es wird auf Sie ankommen, ob Sie Ihr gutes Glück nutzen werden. Die Träume Ihrer frühen Jugend auf dem Lande, die Weisheit Ihrer Katheder, die nichts kennen,

als Eine Linie, die schnurgerade des Rechts, müssen fahren lassen. Das alles ist recht hübsch, klingt recht erhaben; aber führt weder zu Ehrenstellen, noch zu Luisen. Sie werden finden, daß man ein rechtlicher Mann seyn kann, auch auf einer andern Linie, als der geraden. Ich lebe seit zwanzig Jahren nach diesen Grundsätzen, und ohne daß ein Mensch mir einen Vorwurf machen kann."

Hier seufzte Gustav; denn er dachte an Carolinen, an den Major; aber er schwieg doch.

Heider fuhr fort, mit einer großen Freundlichkeit ihm das Leben, das große Leben vorzumahlen, das ihm allein die Hand der geliebten Luise verschaffen könnte; und um jedem Einwurf zuvorzukommen, machte er ihm Luisens Besitz so gewiß, so nahe, daß Gustavs Hoffnung immer höher stieg.

Es war wirklich Theilnahme an Gustavs Glück; denn Heider fühlte in der That recht innig, daß er ohne Gustavs rasche Großmuth nicht mehr lebte; aber Herr von Heider war doch auch gewohnt, mit einem Schlage mehr Fliegen zu schlagen. Er war von dem Präsidenten beleidigt. In der Hitze, über die Zerstörung seines Plans antwortete der Präsident zwar höflich, aber spitz. Er ließ ein paar sehr harte Worte fallen, über des Herrn von Heiders unwürdige Verbindung; denn der Präsident eben kannte Carolinens Geburt.

Heider war nicht rachsüchtig, aber desto eitler;

und so bestimmte er für Luisen Gustav, um dem Präsidenten seinen Hohn zurückzugeben. Das wußte Gustav nicht, sonst hätte er sogleich die ganze Sache abgebrochen. Er ging mit der Brust voll großer Hoffnungen in den Garten. Er fand alles desto leichter, je mehr er dem Gedanken nachhing. Er sah sich schon, und zum Heil des Landes, auf dem hohen Posten der Ehre und des Ruhms, von dem Vaterlande angebethet, und in den Armen Luisens belohnt.

Er stutzte nur ein wenig bey der Idee, daß er hinter dem Rücken des Vaters sich um das Versprechen der Tochter bewerben sollte. Er ging wohl darüber weg, aber immer kam der Gedanke zurück, und füllte seine Brust mit Schmerz, mit dem doppelten Schmerz des Unglücks und des Unrechts. Er mußte ihm endlich Gehör geben.

Er zog seiner Schwester Briefe hervor, er las seines Vaters Nachschriften, und nun war er fest entschlossen, Luisen nicht wieder zu sehen, ohne die Erlaubniß des Vaters. Dann erst fiel er auf die kleine Rede, die ihm Heider über die große Welt gehalten hatte, und er fand mit Schrecken, daß sie das Opfer seiner Grundsätze forderte.

„Gib lieber deine Hoffnung, dein Glück hin, Gustav," schrieb sein Vater — „als einen Grundsatz, auch den kleinsten. Wer den kleinsten Grundsatz hingibt, der gibt auch den großten hin, wenn nur das Leben ihm dafür eine größere Hoffnung biethet. Wer mit der Tugend um die kleinste Nach-

gibigkeit handelt, ist feil für jedes Verbrechen, wenn ihn auch das Leben nicht auf die Probe stellt. Das ist Tugend, an seinen Grundsätzen durchaus fest hängen. Ein Schurke geht oft schuldlos durch ein ganzes Leben, weil nur das Glück ihm kein Verbrechen entgegen führt."

Das las er, und er sah, daß er sehr wohl in den Fall kommen könnte, seine Laufbahn verlassen zu müssen, mitten auf dem Wege zu seinem Glücke. Es that ihm weh, ach schmerzlich weh! den Plan seines Freundes aufgeben zu müssen; aber er mußte.

Er bath Heidern, ihn bey dem Minister anzubringen. Er schlug es aus, Luisen zu sehen, und ihr seine Liebe zu entdecken. Er sagte Heidern, warum. „Ich will sehen, wie weit ich mit Ehre auf dem Wege des Glücks kommen kann, Herr von Heider! Aber ich muß sogleich zurücktreten, so bald man mich zu irgend einem Unrecht gebrauchen will."

„Mein Gott, Freund!" rief Heider ungeduldig — „so suchen Sie doch die Menschen zu beherrschen, damit Sie Herr werden, das Unrecht zu hindern!" Aber er konnte den Jüngling nicht von der Stelle bewegen.

„Das wird sich finden," sagte Heider. Im Gehen aber bewunderte er doch den Jüngling, der die höchste Leidenschaft aufgab, um des Rechts willen. Gustav gab die Hoffnung nicht auf, auf dem schnurgeraden Wege Luisens Hand zu erhalten;

und so [illegible] mit einem frohen Herzen, mit einer muthigen Seele, als Cabinetts-Secretair des Ministers von Drakenstein in seine Dienste, und in sein Haus.

Julie an Herrn Ludolph.

Thorwenden.

Ich bin recht böse, lieber Oheim; mir will gar kein Abenteuer aufstossen, und ich bilde mir ein, ich wollte mit meiner guten Laune, und meinem festen Sinn mit Jedem fertig werden. Ich bin gewiß, lieber Oheim; daß in dem versiegelten Papier, das mein Vater mir gab, und das ich Ihnen aufheben soll, ein Geheimniß steckt, aus dem vielleicht ein Dutzend Abenteuer hervorsprängen, wenn ich es öffnen dürfte. Ich schleiche auch drum her, wie ein Kätzchen um das Vogelbauer, das ihr zu hoch hängt. Aber seyn Sie unbesorgt! Vor dem Gemählde, das mir mein Vater gab, stehe ich manche Stunte, und betrachte es, und sinne, ob nichts aus dem Gemählde herauszubringen ist.

Die Aehnlichkeit der Frau auf dem Gemählde mit Rosalien wird immer sprechender, je öfter ich es betrachte. Meine Mutter ist es nicht. Der Kleidung und besonders dem Kopfputz nach, muß sie meines Vaters Tante oder Mutter seyn. Mutter! Mutter! und die Freyherrnkrone oben auf der Faf-

sung, und die kostbaren Perlen, und die Brillanten rings um: Sehen Sie, daß ich dem Geheimnisse in dem Papiere richtig auf der Spur bin! Meine Großmutter, eine vornehme reiche Dame, heirathet einen armen Bürger, und diese Verbindung schloß die Liebe. Ihre Enkelinn hingegen, die Tochter eines armen Landgeistlichen, aber ein Mädchen mit einem recht adelichen Sinne, Nahmens Julie — was wollte man sagen können, Oheimchen, wenn die wieder in der Großmutter Stand auf eben dem Wege zurück ginge?

Die Liebe ist, sagt man, ein eigenes Ding, besonders für Dinger in meinem Alter. Aber fürchten Sie nichts, liebes Oheimchen, ich kenne mein Sittenbüchelchen, welches lehrt, welche Mienen, welche Worte, welche Farbe, welche Stellungen ein ehrsames Mädchen zu machen hat in allerley Verlegenheiten, es sey bey Heirathen, Gevatterschaften, Leichenbegängnissen, Gesellschaften und Vorfällen aller Art. — So heißt der lange Tittel eines Büchleins in Regensburg gedruckt, das ich neulich einem armen Knaben abkaufte, der damit, und mit Hemdeknöpfen, mit bleyernen Ringen, Fingerhüten, Nadeln im Lande umher hausiren ging. Und dann, Oheimchen, habe ich zweytens an meiner fröhlichen Laune, die in jedes Trauerspiel ein kleines Lustspiel hinein arbeitet, einen guten Genius, der fast so gut ist, als mein Sittenbüchlein; und die Frau von Wolf, die ich in zweifelhaften Fällen um Rath

frage, meint, die Liebe könne in der ersten Periode — denn wir theilen die Zeit der Liebe in vier Jahrzeiten — der schlimmsten, das Lachen nicht ertragen. Und so — desto mehr lache ich!

Denn sehen Sie, mein lieber Oheim, ich sitze mit der Frau von Wolf unter der großen Linde, beyde an nichts denkend, tritt daher der einzige Erbe und Sohn der Frau von Wolf, mit einem langen Zwickelbart, und ein Paar schwarzen gefährlichen Augen, die aber über der Adlernase recht hübsch ließen, so wie die Nase über einem feinen Munde auch nicht übel ließ, eben so wenig, als der ganze Kopf auf einer hohen schlanken Gestalt. Einzeln hätte alles mir nicht so gefallen.

Gefallen? mir gefiel nichts an ihm, als seine ehrerbiethige Stellung, womit er seiner Mutter zu Füssen sank, und mit einem Basse, als ob er seine Compagnie commandirte, sagte: „Mutter, hier ist ihr Carl! Invalide, auf halben Sold gesetzt, und mit der Laufbahn der Ehre ist's zu Ende!"

Erst sprach das Mutterherz: „O mein Carl! mein Sohn! Gott Lob, daß du hier bist, lebend! Ich vermuthete fast, was ich nicht wissen sollte, daß du in österreichische Dienste gegangen. Ich danke Gott, daß du hier bist!"

„Ja, Mutter, hier bin ich, Hauptmann, mit einem Orden, und einem lahmen Arm!" Er hob den linken Arm ein Wenig auf. Es war etwas Selt-

ſames in dem Ton, womit er alles ſagte, eine Reſignation, Bitterkeit, Spott, Lachen.

Sein Reitknecht hielt mit den Pferden hinter ihm. „Der Burſche," ſagte er — „fand mich unter den Todten auf dem Schlachtfelde, und trug mich, der von nichts wußte, eine Meile weit, unter den fallenden Kuggeln, verpflegte mich, und hat weder Orden, noch halben Sold, nichts, als mich armen Teufel."

Er ſagte das faſt luſtig hin, Oheim; aber mir gefiel die Manier. Endlich that er mir die Ehre, mich anzuſehen. Ich machte ihm eine tiefe Verbeugung. Sie ſehen, daß ich meinem Büchlein nichts vergab, und huſtete ſtatt zu lachen, wenn er etwas Luſtiges ſagte.

Wir, Er und ich, — wurden nun Wandnachbaren, was nicht anders ging, ſo, daß ich jeden ſeiner Seufzer hören konnte, und jedes Selbſtgeſpräch, worin er recht fleißig war. Von dieſem Verhältniß ſagte aber mein Sittenbüchlein nicht ein Wort; und ich denke, lieber Oheim, wenn es etwas zu ſchelten gibt, ſo iſt dieſe Wandnachbarſchaft Schuld; denn ich konnte jedes Geſpräch hören, was der arme Carl mit ſeinem Reitknecht führte, wenn der zum Rapportiren zu ſeinem Herrn hinauf kam; und dieſe Geſpräche, die recht oft in Nichts beſtanden, als ein Hm! von ihm und Hm! von dem, hatten doch etwas Rührendes; denn hatte der Reitknecht die Thür zugemacht, ſo ſagte der Herr, gewiß die Au-

gen trocknend; denn der Ton, womit er es sagte, erforderte nothwendig diesen Gestus, er sagte: „Die ehrliche Seele! o die gute Seele!“ Und sehe ich den Reitknecht von ihm über den Saal gehen, so sagte der: „Hätte ich doch seinen Arm! ich!“ Und er trocknete ebenfalls das Auge.

Sehen Sie, so fing sich an, was man, wie ich hernach merkte, einen Liebeshandel nennen könnte. Uebrigens, wenn er und ich zusammen allein waren, ging alles im sehr gewöhnlichen Gang. Er drehete seinen langen Schnurbart zwischen den Fingern, und erzählte mir zum tausend und einmahl, wie ihn sein Reitknecht vom Schlachtfeld weggetragen. Die Erzählung war dieselbe; aber der Ton, mit dem er erzählte, sein Blick dabey, gab der kleinen Geschichte allemahl eine neue Rührung.

Sehen Sie, Mütterchen wurde nun krank, lieber Oheim, und ich war Krankenwärterinn. Und da die Krankheit nicht gefährlich, sondern nur langweilig war, so mußte ich der Frau von Wolf vorlesen. Der Hauptmann kam von ungefähr dazu. Ich hörte auf; da er aber gar nicht sehr gesprächig ist, es sey denn, er erzählt seines Reitknechts Großmuth, so bath mich die Mutter, fortzufahren. Ich las, und er, der gar nicht viel gelesen, hörte aufmerksam zu, seinen Blick auf meinen Mund geheftet.

Sobald ich wieder anfing zu lesen, kam er sogleich, setzte sich gegen mich über, und betrachtete mich. Er sagte nicht ein Wort, Böses oder Gutes,

zu dem, was ich las. Aber des jungen Hauptmanns Geſicht, lieber Oheim, war ein wahres Wetterglas ſeines innern Menſchen, und deſſen, was ich las. Funkelten dem Helden im Buche die Augen, ſo funkelten ſie dem gegen mir über auch, aus Zorn oder Liebe. Mißfiel ihm etwas, ſo trommelte er mit den fünf Fingern einmahl auf den Tiſch. Mißfiel ihm etwas ſehr, ſo konnte er aufſpringen und einen Fluch dazwiſchen rufen.

Bey allen Zügen der Treue, der Großmuth, ſelbſt, Oheimchen, bey den feinſten Zügen der zarteſten Menſchlichkeit, die vorkamen, durfte ich nur vom Auge das Buch erheben, ſo ſah ich mein Auge voll unendlicher Freundlichkeit, das dem Hauptmann zugehörte. Sehen Sie, ohne zwölf Worte mit ihm geredet zu haben, wußte ich dennoch ſehr genau, wie ſein Herz fühlte, wie er über die Welt und Menſchen dachte; und Oheimchen, ich fing an eine tiefe Achtung gegen den Hauptmann mit halbem Sold, dem lahmen Arm und dem Orden zu fühlen.

Das alles war nun ſehr unſchuldig, nicht wahr? Und ich ſah ſehr wohl, ich konnte ein Jahrhundert lang mit dem Hauptmann in demſelben Hauſe wohnen, es gab nicht einen Augenblick für ein Abenteuer darunter; und Oheimchen, die Wahrheit zugeſtehen, ich wünſchte mir einen Liebhaber, mehr des Abenteuers willen, als ein Abenteuer um eines Liebhabers willen.

Aber — die Abenteuer bleiben aus, der Liebhaber aber war schon da.

Denn nach vier Wochen — ich war nicht oft Wand an Wand mit ihm; denn ich schämte mich, die ehrliche Seele zu behorchen, die so aufrichtig war — aber ich war doch einmahl in meinem Zimmer, etwas zu hohlen, da stieß ich auf folgendes Gespräch jenseits der Wand:

„Ja das bin ich, ehrliche Seele, und recht vom Herzen! Ich hätte nicht geglaubt, daß man so hinter dem Ofen, wenn der Feind so in Deutschland haust, so glücklich seyn könnte. Teufel, ich habe ja noch den rechten Arm! Aber da sitze ich dir gegen dem lieben Kinde über, und es ist, als lebte ich in einer andern Welt, wenn sie liest, als wären ihre Worte Zaubersprüche, die mir das Herz aus der Brust ziehen. Ich wollte, ehrliche Seele, du dürftest mit zuhören. Sieh, und da lege ich mich Abends ins Fenster hinaus, und sehe an den hellen Himmel, und an die harte Erde voll Schnee, und denke dabey an das liebe Kind. Und da wird's mir in der Brust so warm, als wenn wir auf einem Siegesfelde, Viktoria! schössen. Ich wollte, ich hätte nur einmahl das Herz, ihr zu sagen, wie ich sie ehrte, wie ich diesen Arm noch für sie geben wollte, und das Leben dazu, und alles, was ich habe, nur die Ehre nicht. Das wollte ich, lieber Heinrich!"

„Schön ist sie, Herr Hauptmann, und jung,

und Sie sind jung. — O ho! Sie brauchen nicht roth zu werden."

„Was schwatzest du? Ja, käm ich aus dem Felde als Major, im Dienst, wäre ich reich, oder gar— höre, ehrliche Seele, davon laß uns nicht reden! Es gibt ohnehin Augenblicke, wo ich — ich kann dir, ich könnte ihr nicht sagen, wie lieb sie mir ist, wie wunderbar lieb! Was habe ich mir gewünscht, Heinrich? Sprich! Geld? Gut?"

„Mein Lebe nicht; nur so viel, um ein ehrlicher Mann zu bleiben."

„Ach, jetzt ist das ein Anders, Heinrich! Da liege ich oft die ganze Nacht wachend im Bett, und wünsche mir Geld und Gut für sie, und sie sollte es am wenigsten erfahren, daß sie es von mir hätte. Denn sieh, Heinrich, ich? ich? Was könnt' ich ihr geben? Laß uns schweigen! Und geh! geh! Du thust nicht Recht, wenn du das Feuer da unter der Asche anschürst!"

Sehen Sie, Oheim, ein Liebesgeständniß in den schönsten Versen, und würde es gedruckt oder nur mit Thränen und Verwünschungen begleitet, ist nicht so gefährlich, als so eins, mit einfachen Worten, von Seufzern unterbrochen, und dem Liebhaber abgehorcht. Das fühlte ich an meiner Empfindung gegen den Hauptmann.

Ich wurde beym Vorlesen roth, wenn eine Stelle kam, die von Liebe handelte. Meine Stimme stockte, ich las nicht halb so schön mehr, als sonst.

Und ich mochte es machen, wie ich wollte, ich horchte immer aufs Neue auf die Zweysprache des Ritters mit seinem Knappen; aber wie man sein Herz verwahren soll gegen so süße Worte, davon steht kein Wort im Sittenbüchlein, wie überall in keinem Buche auf der Welt. Und doch war ich verdammt zu einem Liebeshandel, der nicht ein Blatt an einer Zitterpappel in Bewegung setzte; so verschwiegen wurde er geführt.

Die Mutter drang nun darauf, Ritter Karl sollte einen Oheim besuchen, einen Präsidenten von Mönchborn, der ihn vielleicht im Zivill anstellen würde. Er schlug es ab, und am Nachmittag gab der Ritter dem Knappen die Gründe an. „Mein Oheim kann das, ist wahr, Heinrich. Aber kann ich's? soll ich so ein übercompleter Sünder seyn, der nichts von der Sache versteht, und das Gnadenbrot essen muß? He?"

„Aber Herr Hauptmann, soll denn das Vaterland nichts thun für einen braven Mann, der fürs Vaterland seine gesunden Glieder verlor? He? Das frage ich!"

„Das Vaterland? Ich stand in österreichischen Diensten. Obgleich ich mich gegen dich, Heinrich, wohl rühmen mag, ich nahm den Dienst fürs deutsche Vaterland; und hätten die übrigen Fürsten und Herren gethan, was ich einzelner Mann aus deutschem Herzen that, so stände es jetzt besser, und ich könnte die Zeitungen lesen, die mir jetzt

vorkommen wie Ach und Weh, trotz den Illuminationen und Feuerwerken.“

„Zweytens aber, Herr Hauptmann, wenn Sie so ein warmes Stellchen hätten, so beym Steuer- und Rechnungswesen!“

„Ich kann kein Protokoll aufnehmen.“

„Was wollen sie nicht, Herr Hauptmann? Ein Mann, wie Sie, der Verse macht, die einem das Wasser in die Augen hohlen, kann auch ein Protokoll aufnehmen.“

Denken Sie, Oheim, ein Mann, der Verse macht, und ich versichere Ihnen, sehr gute Verse. Ach verschnappt! Nun den! Heinrich brummte wenn er nicht redete, eine vertrakte Melodie, aber zu Worten, die recht hübsch waren. Ich fing hier eine Zeile auf, dort eine, und bath meinen Heinrich, der aus den Wolken fiel, daß Jemanden außer ihm und noch Jemanden etwas davon wüßte, mir die übrigen Worte zu sagen. Ich hatte es also getroffen. Ich ließ mir also von Heinrich, der fast eben so verliebt in mich ist, wie sein Herr, das Gedicht vor sagen; und so entstand eine Elegie auf das Schlachtfeld bey Verona, die von dem Ritter ist, und die so unendlich rührende Stanzen enthält, mit einem so zarten Sinn, mit so einem Feuergeist der Freyheit, daß ich —

Ach, steht denn in meinem Sittenbüchlein ein Wort, was ein Mädchen machen soll, wenn sie ent-

deckt, ihr Liebhaber ist ein edler Dichter? Aber hören Sie die Unterredung weiter!

„Pst! Pst! sagte der Hauptmann — „das bleibt unter uns. Was aus dem Innersten des Herzens kommt, davon muß Niemand wissen. Heinrich, du weißt die Nacht, da ich auf dem Schlachtfelde stand — guter Gott! guter Gott! Aber sprich weiter!"

„Wenn Sie zu dem halben Solde so ein warmes Stellchen hätten, das Gütchen dazu, so — nun werden Sie nur nicht so roth, Ihr Gnaden — Vor Gottes Geboth hat man sich nicht zu schämen! so — Sie sind ein junger, hübscher Mann —"

Heinrich hat Recht, Oheimchen!

„Ein lahmer Arm Heinrich!"

„Ein Mann, gut, gut wie ein Engel! Ich weiß, von Pontebba bis Verona hin bethen tausend Gerettete für Sie, für den deutschen edeln Herrn von Wolf."

„Brich mir das Herz nicht, Heinrich! Was konnte ich thun? Einen Tropfen Wasser konnte ich in die höllische Gluth des Elends werfen."

„Gott hört das Gebeth der Unglücklichen. Nun dächt' ich, wenn Sie jetzt ein Stellchen hätten, so könnten Sie der lieben Mamsell Julie die Hand biethen — denk ich —"

Sieh, Heinrich, da machst du mir die Thür zum Himmel auf. Das dacht' ich auch, seit meiner Mutter Rath; aber dieses Mädchen, und ich,

Heinrich, mit einer erbettelten Stelle — sag du was du willst — Es ist nichts! gar nichts!"

„Julie redet von Ihnen, Sie sollten es einmahl hören, mit wie viel Lobe! Das Lob ist das Wenigste dabey, Herr Hauptmann; aber der Blick dabey, die Stimme, die so sanft wird, als wenn Sie so zuletzt mit der Flöte in Gedanken gerathen, das Roth auf den Wange, das von etwas andern kommt, als vom Blut — Kurz, Herr Hauptmann —"

„Ist alles nichts, Heinrich! Der lahme Hauptmann, ein schöner Titel! Obgleich ich das Mädchen unaussprechlich liebte."

„Der lahme Hauptmann? Wer darf so sagen? Aber, lieber Herr, wenn — Ihre Erbschaft von dem Vetter?"

„Heinrich, Heinrich, das kam nicht aus deinem Herzen! Darf ein ehrlicher Mann die Erbschaft nehmen? Pfui!"

„Ja, wie soll's denn aber werden? Sie kümmern sich ab. Sie haben keinen Schlaf mehr; Sie machen Verse, und das kenne ich. Dann ist in Ihrer Brust ein stürmendes Meer. So dacht' ich, Ihr Herr Oheim —"

„Du kennst ihn. Da wäre alle Hoffnung verloren bey dessen Hochmuth. Laß mich nun allein!"

Ich will kein Wort zu dieser Unterredung hinzu setzen; denn was man sagen könnte, Oheimchen, versteht sich von selbst.

Julie an Herrn Ludolph.

Thorwenden.

Bis an diese Unterredung war es Ihrem Nichtchen Julchen recht gut gegangen. Sehen Sie, Oheim, da ich ein Stückchen von der Welt gesehen hatte, was groß genug war, um die ganze Welt zu kennen, und das hatte ich, lieber Oheim; denn Frau von Wolf hatte Bekanntschaft auf der Nachbarschaft und des Pfarrers und des Amtmanns Töchter hier. Kurz, ich machte mir den Plan, dem Leben, wie es käme, lustig ins Gesicht zu sehen, und der Liebe dazu, wenn ich sie mir nicht vom Leibe halten könnte.

Ich hatte nun meinen Liebhaber auch, wie die andern, und machte einen frohen Luftsprung nach dem andern. Aber nach dieser Unterredung zwischen Ritter und Knappen, und nachdem ich die Elegie gelesen hatte auf das Schlachtfeld, merkte ich doch, daß die Liebe im Leben ein recht tragisch-erhabener Schauspieler ist. Kurz, meine Träume, wenn ich allein war, wurden so hochmüthig, so erhaben, so wundervoll daß ich wohl sah, ich liebte.

Die Arria, die für ihren Mann den Schritt that, den Niemand zurück thun kann, Eponine, die mit ihrem Manne neun Jahre unter der Erde lebte, schienen mir, wenn ich sie mit dem, was ich könnte, vergeblich, nur Anfängerinnen zu seyn. Ich wurde, wie Rosalie, die ohne den Rausch der Liebe so war. Was ich belacht hatte, wurde mir ehrwürdig;

ich wußte nicht, wie man nur einen Tag lang anders auf der Welt denken könnte.

Sehen Sie, Oheimchen, ich habe Ihnen versprochen, nicht das Kleinste Ihnen zu verbergen, was in meinem Leben und in meinem Herzen, was ich für Eins hielt, vergehen würde. Der Jahrmarkt, wohin wir gingen, und Ihr Reichthum, und alles, was ich nur sah und hörte — kurz, ich wollte reich seyn, hatte ich mir vorgenommen; und mein Mann sollte seyn, vornehm, reich, jung, schön, großmüthig, treu, klug witzig, ein Dichter, wo möglich ein berühmter Mann; und da steht mein Liebhaber, lahm, arm, unbekannt, ach, vielleicht verachtet! Und dennoch — dennoch — das Gütchen kommt mir vor, wie ein Königreich. „Was bedarf ich denn?" fragte ich mich mit der stolzesten Empfindung von der Welt. „Was mein Vater mir gab. Er kann mir zehn Mahl so viel geben." Kurz, Oheim, ich merkte, ich war verliebt in den Mann, trotz seines lahmen Armes.

Ob ich nun wohl wie ein Engelchen oben unter den Sternen mein Verkehr treibe, mit dem Sphären tanze, unter den Heiligen des Himmels sitze, den Lilienstengel der heiligen Katharina und Oberons in einer Hand, wie das recht ist und gut — denn eine Liebe, die in der ersten Periode noch das Gehalt zählt, in die Witwenkasse setzt und die Aussteuer sichert — Guter Gott, behüthe mich vor dieser Liebe! Aber dennoch bin ich auch fest in das Leben

gewurzelt, Engel und Mensch zugleich; und so legt der Engel dem Menschen Rechenschaft ab, die Geliebte der künftigen Hausfrau. Und das ist gut!

Ich sah aus Luthers Haustafel, das auf den Lenz der Liebe, der die Blumen zum Brautkranz gibt, und auf die heiße Leidenschaft des Sommers der arbeitvolle Herbst und der kalte Winter folgt, obwohl ich denke, es soll aus dem Sphärentanz von heute noch ein Ton in den Winter hinüber klingen. Kurz, Oheim! Ich sagte, da eben Engel und Mensch, Geliebte und Hausfrau eine Session mit einander hatten, folgendes: „Ein hochmüthiger Oheim, dieser Präsident, der seines Neffen Frau verachten wird. Ein Gütchen, das uns alle ernährt mit meinem Kostgelde; — das uns ernähren würde ohne Kostgeld, könnte der Herr seine beyde Pferde und seinen Reitknecht abschaffen. Das Opfer brächte er; denn er hat jetzt Wolken zum Reiten, und Amors Flügel zum Fortkommen, wie ich zum Fahren. Aber er reitet so schön auf seinem wilden Fuchse; er ist so daran gewöhnt. Das ist unmöglich!" Das war das Ende der Session, und das Urtheil.

Ich trat nun vor das versiegelte Papier, und vor das Gemählde, und sagte: „Wir wollen es noch abwarten; denn vielleicht steckt hinter den Siegeln noch ein Glück oder ein Unglück." So sprach ich; aber, lieber Oheim, gestern hörte ich den Ritter zum Knappen sagen, der ebenfalls die Sache in Ueberlegung genommen hat: „Heinrich, liebte sie mich nur

den tausendsten Theil so, als ich sie, so — denn was ist Reichthum? was Gold? das Gütchen meiner Mutter —"

„Herr Hauptmann, das Gut — was wollen wir mehr? Ich habe Arme, ich kann arbeiten, wenn der Herr Hauptmann eine schönere Gesellschaft hätten, als mich, arbeiten für zwey Mann. Es ginge liebster gnädiger Herr! Da bin ich seit drey Tagen mit dem Hofmeister auf dem Gütchen umher gelaufen, seit Sie so seufzten, und nicht mehr zur Ruhe kamen. Es geht, so wahr ich ein ehrlicher Kerl bin!"

Und nun kam eine Berechnung des Guts, woraus hervorging, daß es wohl ginge, wenn die junge, gnädige Frau — ich erröthete bey dem Titel bis an die Brust, und mein Herz, das Närrchen, schlug so ängstlich süß dazu — wenn die gnädige Frau sich behelfen könnte, oder wollte.

Kurz, sie schworen nach dieser Rechnung, mir den Antrag zu thun, mich mit der Liebe zu behelfen.

Heinrich suchte die Husaren-Uniform hervor, die er nicht mehr trug, putzte Säbel und Tasche; und dahin flog mein edler Ritter, um zu Pferde zu überlegen, wie er immer thut, wenn ihm die Brust voll ist. Er glaubt auf dem Pferde freyer, stolzer zu seyn.

Er war auch schöner, lieber Oheim, zu Pferde und in der Uniform. Mein Herz schlug ängstlich,

da ich nun wußte, welchen Antrag ich nun zu erwarten hatte, und gar nicht wußte, was ich zu antworten haben würde. Aber er mußte wohl in der einen Rathssitzung nicht fertig geworden seyn; denn er trabte in der Allee auf und ab, den Kopf auf die Brust gehängt, die Hände kreuzweis über die Brust gelegt, bald stehend und mit dem Fuße stampfend, bald rasch laufend, als stände ich am Ende der Allee, bald langsam, immer langsamer gehend. Das war der Takt zu der Musik in seinem Herzen. In meiner Brust klang ein Adagio durch einen Triumphgesang, in meinen Augen standen Thränen, und doch war meine Seele ruhig; denn er war ein edler Mann!

Er kam nun zurück, mit einem Auftritt, der mir sagte: „Er ist entschossen!“ Auch sah ich das an Heinrich, der ohne Zweifel mich im Auge behalten sollte. Die ehrliche Seele sah doch so pfiffig aus, als hätte er mein Herz so gut behorcht, als ich das ihre. Aber der Herr ging brummend in sein Zimmer. Und ich hörte denn, daß ich noch einen Aufschub von acht oder vierzehn Tagen hatte, weil er nicht wußte, mit welchen Worten er seine Rede anheben sollte.

Potz! das verdroß den Knappen. Er sagte ihm einen Anfang, noch einen, und triebs bis zu einem halben Dutzend. „Nichts! Nichts! alles Nichts!“ rief der Hauptmann. „Wenn ich nun redete, und sie sagte Nein! Nein! Hörst du, Nein! Und sie

ſagt Nein! Sie ſagt's, ſage ich dir. Das eben iſt mir eingefallen —"

„Zu Fuß! zu Pferde nicht! das weiß ich.

„Auch zu Pferde!" rief er, und ſeufzte. Ich ſchreibe Ihnen ſogleich, guter Oheim, damit — Nein! ſage ich gewiß; denn wie könnte ich ohne meines Vaters Willen Ja ſagen? Ach, wenn ich es ſitzend, oder gehend, oder auf den Knien, oder in welcher Stellung Sie wollen, überlege, ſo fühle ich, daß mir das Nein ſo ſchwer werden wird, wie das Schwereſte; und ſeufzt er Oheim, oder tritt ihm in das ſchwarze Auge eine Thräne, oder ſagt er gar nichts, ſo ſteh ich für gar nichts, ſo ſage ich ihm gerade heraus: „Ich will mit Ihrer Liebe mich in Zeit und Ewigkeit behelfen! Amen!"

Kleemann an Julien.

Steinfurth.

Lieb Julchen, das menſchliche Leben iſt ſo eben das Leben aus Tag und Nacht gemiſcht. Jeder Menſch, er ſey im Thronſaale geboren, von den Prinzen des Bluts umgeben, oder in einem armen, dunkelen Kämmerchen, ſo hat doch Jeder ſeinen längſten Tag, ſein Allerſeligen, ſeinen Weinachtsabend; jeder Menſch iſt einmahl ein Seraph — Gott gebe, daß er vor Hochmuth nicht abfält! — und durch jede Mädchenbruſt fließen einmahl die vier Ströme des Paradieſes, wo ſie ſchwört, wie du,

lieb Julchen, daß sie sich in Zeit und Ewigkeit mit ihrer Liebe behelfen will! Und das könntest du auch; denn deinen Ritter kenne ich recht wohl. Laß dir einmahl eine kleine Begebenheit aus der Klause in den Tyroler Alpen von ihm erzählen, und du wirst sagen, was ich von ihm sage: „Er ist einer der alleredelsten Männer.“

Das Gütchen der Frau von Wolf kenne ich; und wenn die junge Frau sich der Perlen, Ringe, Roben, und wie die Marter-Instrumente der Männer weiter heißen, enthalten will, so kann der Hauptmann seyn Pferd behalten, und den Reitknecht auch. Denn die junge Frau soll bedenken, daß ein Mann den Retter seines Lebens nicht zum Ackerknecht machen darf, ohne nicht die Hälfte seines edeln Muthes mit einzubüßen. Die junge Frau muß aus dem Sphärentanze auf die Erde herab, und nach dem Gütchen sehen, das Buch führen über Ausgabe und Einnahme, damit die Liebe immer ein warmes Plätzchen im Hause habe; denn die Liebe kann sich wohl behelfen, wie Eponine zeigt; aber sie kann nicht sitzen in den Dornen und Sorgen des häuslichen Lebens.

Ich lege dir hier hundert Louisd'or bey zum Brautputz; denn die Braut des Herrn von Wolf muß geputzt seyn, wenn du etwan Ja sagen mußt. Die Einwilligung deines Vaters findest du in seinem Briefe an mich, und eine gute Nachricht von Rosalien.

Ich reise diesen Augenblick ab, mein liebes Nichtchen; aber ich habe Sorge getragen, daß deine Briefe mir nachkommen. Herr Rath Oppen hat Befehl, dir dein Kostgeld ferner zu zahlen, wenn du etwan nicht heirathest. Tritt ein Fall der Noth ein; aber ein Fall der Noth, so wende du dich dreist an den Rath Oppen. Und nun fahr wohl auf deinen goldnen Wolken, du Nachtigall im Lenz, und grüße deinen Hippogryphen-Ritter; aber bedenk, daß ein gewöhnliches Reitpferd neben dem Zauberroß der Liebe auch recht hübsch ist. Fahr wohl; ich fahre nach Schweden, zu deinem Vater, um Rosalien zu sehen.

Troschke an Herrn Ludolph.

Trollhätta.

Seyn Sie gegrüßt, mein Freund! Ich sende diesen Brief nach Steinfurth an den Rath Oppen, um Sie über Rosaliens Schicksal zu beruhigen, die ich zwar noch nicht gefunden habe; aber Sie werden hören, was mich beruhigt. Ich kam nach einer glücklichen Reise in Lübeck an, und dann ging ich auf eine erhaltene Nachricht nach Heiligenhofen. Hier erboth sich ein Mann, mich mit einem Eisboote nach Femern überzusetzen. Man wollte mich zurück halten. „Aber mein Kind in den Händen von Räubern?“ Dieser Gedanke überwand alle Schwierigkeiten, jede Gefahr. Ich stieg ein;

und wie ich voraus gesehen hatte, — denn ich kenne die Art Schifffahrt — nach einer Stunde einer angestrengten Arbeit fanden wir eine sichere Bahn; und ich stieg gesund in Femern ans Land.

Die Schwierigkeiten hatten ein Ende; aber von Rosalien erfuhr ich nicht ein Wort. Nach Koppenhagen! oder nach Stockholm! diese beyden Nahmen lagen in meiner Seele. Ich wußte nicht, wohin der Entführer Rosalien hatte bringen wollen. Ich entschied nach einem schönen Gefühl für Schweden; ich hatte mich nicht geirrt.

Ich betrat endlich diesen — heiligen Boden. Warum soll ich es Ihnen verläugnen, mein Freund, es ist der Boden meines Vaterlandes! Hier wurde ich geboren. Ein finsteres Schicksal brachte mich nach Deutschland, bis ich endlich dem finstersten Geschick Glück und Ruhe in meinem stillen Seedorf abrang.

Da stand ich wieder auf meinem heiligen Boden, am Strande des Finnischen Meerbusens. Ich sah das liebliche Schauspiel meiner Jugend wieder, dieses erhabene Chaos der ungeheuren Eismassen, von allen Formen, blau und grün von Farbe. Da stand ich; und auf einmahl fiel mir die Frage mit einer großen Gewalt ein, welch ein Geist, ob ein guter oder böser, mich wieder hierher gebracht hatte. Warum hierher? hierher, wo mit einer Gewalt, die ich längst erstorben glaubte, alle die Plane meiner Jugend, alle ertödteten Empfindungen stolzer und ed-

ler Hoffnungen wieder erwachten; wo ein Leben, das ich längst begraben hatte, sich wieder an den jetzigen Augenblick anknüpfte! Warum, o warum führte der lüsterne Böswicht meine Tochter hierher? Hierher? War das Gefühl meiner Rache nicht empört genug? Maßte der Anblick eines Vaterlandes und die Vergangenheit alle alten Gefühle erwecken, das Gefühl der beleidigten Ehre schärfen?

Ich stand da und schwur dem Elenden noch einmahl den Tod; und müßte ich nicht noch als ein Greis die Erde durchwandern, ihn zu suchen? Ich kam nach Stockholm, ich fand ihn nicht, nicht eine Spur von meinem Kinde. Aber meine Brust war angeweht von dem starken Athem meines Vaterlandes. Es war mir, als müßte ich sie hier finden. In Stockholm war sie gewiß nicht. Ich reiste weiter. Es war mir gleich viel, wohin mein Weg mich führte. Eine Gesellschaft, die nach Trollhätta reiste, bestimmte mich. Ich hatte in meiner Jugend das stolze Werk des Canals, das mit den römischen Werken wetteifert, nur halb vollendet gesehen. Ich wollte es ganz sehen. Ich reiste dahin. Bey dem Anblicke dieses stolzen Werkes fühlte ich mit Freude, daß ich ein Schwede war. Ich hielt mich mehrere Tage da auf. Ich war endlich ganz allein.

Endlich wollte ich reisen. Der Wirth brachte mir am Tage vorher ein Buch, um meinen Nahmen einzuschreiben. Ich las mit einem stillen Ergötzen

die Inſchriften der Reiſenden. Ich ſtieß auf ſtolze, edle Nahmen aus allen Nationen.

Da las ich von einer Frauen Hand die deutſchen Worte: „O Natur, mächtige Natur, was kann ich fürchten! Ich bin allein! Die Menſchen hier ſind für mich ſtumm; aber deine Stimme, Natur, verſtehe ich. Sie ſagt mir ewig: „Es iſt ein Gott!“ Unterzeichnet von Auguſte v. L.“

Darunter ein Paar franzöſiſche Verſe, unterzeichnet Flint. Darunter ſah ich, o Himmel! ich erblaßte vor freudigem Schrecken, die Hand meiner Roſalie, und mit ihrem Nahmen Roſalie Tr**. Ich ſtürzte empor, ich rief nach dem Wirth. Sie waren erſt vor etwan drey Wochen hier geweſen. Sie waren nach Lidköping gefahren.

Ich beſtellte ſogleich Pferde dahin. Dann warf ich mich noch einmahl über das Buch, worin der theure Nahme ſtand. Ich küßte die Züge ihrer Hand. Ach wie viel hätte ich darum gegeben, hätte ſie nur ein Paar Worte hinein geſchrieben, um errathen zu können, ob ſie noch glücklich war, ob noch nicht — — Gräßliches Wort, was ich hierher ſchreiben wollte!

Ich las noch einmahl die Inſchriften ihrer beyden Begleiter. Auguſte von Lörrach, ſie war es. Ich las ihre Inſchrift. Dieſe Inſchrift wurde bedeutend. Gehörte dieſe Frau in dieſes Complot gegen die Unſchuld meiner Roſalie, wie konnte ſie ſo, und dieſe Worte ſchreiben? Oder war es Heucheley? „Nein!“ rief ich — „der Böſewicht zit-

tert vor Gott! er ruft ihn nicht zur Rache auf. Und ist es Heucheley, o mein Kind! mein Kind! in welchen Händen bist du denn?"

So drang bald eine Hoffnung in mein Herz, bald ein schmerzlicher Dolchstoß. Auf einmahl erblickte ich unten von der Hand der Frau von Lörrach ein Paar Worte, aber eilig geschrieben: „Sucht Jemand einen von uns, der folge uns nach Lidköping, und suche nach einem Zeichen im Zimmer, wo wir schlafen. Engel begleiten uns! A. v. L."

Gott! Gott! ich war gerettet. Ich war unendlich glücklich. Sie war meiner Rosalie Beschützerinn. Ich ließ noch einmahl den Wirth kommen. Der erzählte mir, daß das junge schöne Mädchen schwedisch habe reden können. Sie sey heiter und glücklich gewesen; sie habe mit unendlicher Liebe an ihrer Mutter gehangen. Der Herr hingegen, der bey ihnen gewesen, hätte gar keine gute Laune gehabt, besonders nicht, da sich's gefunden, daß das schöne Mädchen verstanden hatte, was er mit ihm gesprochen.

Er erzählte mir noch hundert Kleinigkeiten von Rosalien, von der Frau von Lörrach. Nein, das Verbrechen ist noch nicht vollendet, noch nicht angefangen; denn Rosalie war ja unbeschreiblich heiter gewesen. Gott, mein Freund, ich hoffe, wir finden sie wieder! Ich schließe noch nicht. Ich gehe nach Lidköping.

Fortsetzung.

Lidköping.

Ich nahm mir vor, da ich in Trollhätta in den Schlitten gestiegen war, das erste, was mir aufstieß, als einen Wink der Vorsehung anzusehen. Ich war noch nicht funfzig Schritte vor dem Hause, da ertönte in mein Ohr der süße Ton des Schäferhorns von Birkenrinde. „Nun, was hast du denn mit dem Horn zu rufen?“ fragte der Bauer, der meinen Schlitten fuhr.

„Ich rufe meiner Tochter zu, zurück zu kommen,“ antwortete der Vater. Mein Herz hob sich immer höher, und lange noch tönte hinter mir dieses Horn, ach dessen Ton, wie das Schweizer-Horn, die tiefe Sehnsucht nach dem Vaterlande wieder in meiner Brust lebendig machte, und alle die stolzen, schönen Träume meiner Jugend!

Ich fuhr in Lidköping ein. Ich fand in dem Schlafzimmer meiner Rosalie ein Blatt Papier, in eine Ritze geklemmt, mit den Worten: Wir wissen nicht, wohin es geht; doch uns begleiten Engel! Auguste.“ Der Wirth erzählte mir, daß die Mutter des jungen Mädchens und der Herr sich wegen eines Briefes überworfen hätten; und so hätte der junge Herr Pferde und Schlitten, er glaubte, aus Stockholm kommen lassen, um weiter zu gehen. Niemand wußte mehr. Ich bin auf der Straße nach Stockholm auf mehrern

Wegen bis Arboga gekommen; aber die Spur ist verloren. Ich bin wieder hier, um noch einmahl die Kammer nach einer Nachricht zu durchsuchen. Vergebens!

Aber ich habe Muth in der Seele. Ich finde sie, mein Freund, ich finde meine Tochter. Ich habe mit dem Wirth in Lidköping Abrede genommen, alle meine Briefe an ihn zum Weitersenden nach Gothenburg zu schicken. So werden Sie meine Briefe erhalten, liebster Ludolph! Auch finden Sie in Lidköping bey dem Wirthe gewiß von meinem Aufenthalt Nachricht, wenn Sie etwan selbst kommen wollten.

Ich gebe Ihnen für meinen Sohn und für Julien Vaterrechte; und findet sich für Julien ein redlicher Mann; und geben Sie Ihre Einwilligung zu ihrer Verbindung, so hat sie meinen Vater-Segen, und ich werde mich freuen, wenn sie mir an der Hand eines edeln Mannes als Frau entgegen tritt, wenn ich zurück komme.

Die Papiere, die Julie erhalten hat, werden nur geöffnet, wenn ich keine Nachricht von mir weiter gebe, oder in dem äußersten Unglück, das meinen Sohn betreffen könnte. Gott mit Euch! Ich suche mein Kind, ach! und die schönen Träume meiner Jugend.

Digitized by Google

Julie an Herrn Ludolph.

Thorwenden.

Die Freude, die mir meines Vaters Brief machte, war ach! unaussprechlich groß. Rosalie hat ihre Beschützerinn bey sich, und mein Vater lebt in einem Lande, wo er kein Fremdling ist, und Sie, mein theurer Oheim, mein zweyter Vater, Sie suchen ihn auf; Sie werden seines Alters starke Stütze. O Gott Lob! Gott Lob!

Aber sehen Sie, liebster Oheim, in diesen köstlichen Stunden einer himmlischen Freude, die mein ganzes Wesen in Liebe aufgelöst hatte, kann mir der junge, gute Hauptmann mit seinen Wünschen über den Leib. Erst kamen seine Worte — denn solch eine Freywerberey ist wie eine Schlacht — erst kamen seine Worte einzeln, stockend, verstohlen, lauernd wie die Flanqueurs, und der junge Herr war so dabey erröthet, daß ich woh sah, es war das erste Mahl, daß er so etwas zu sagen hatte, was eben einem jungen Dinge wie mir, die in diesem Punkte hochmüthig ist wie eine Fürstinn, sehr wohlgefällt.

Ich hatte mir nun vorgenommen, da ich ja Zeit gehabt hatte, meine Rolle auswendig zu lernen, die Sache wie einen Friedens-Congreß zu treiben, da er gleich sehen sollte, wie vernünftig seine eine Hälfte des Lebens würde; aber da er die einzelnen Worte so zitternd hervor stieß, und da auf jedes Wort eine Thräne von oben fiel, da stotterte ich auch, da weints

ich auch, und wo ich mir nicht weiter zu helfen wuſte, machte ich eine Verbeugung, ein Stück aus meiner Rolle, die ſo wenig paßte, als eine Verbeugung, die ich auf einem Marionetten-Theater ſah, wo Eva nach ihrer Schöpfung den Vater der Menſchen mit einer tiefen Verbeugung empfängt.

Kurz, es war eine vertrakte Unterredung, in der doch aber ein Himmel nach dem andern über die beyden Unterredenden aufging; und da nun die Freude über die Sicherheit meines Vaters und Roſalens mein Herz ſchon längſt in Liebe aufgelöſt hatte, ſo fand ich mich zuletzt an ſeiner Bruſt, von ſeinen Armen umſchlungen, und meine Lippen an ſeinen wieder. Ich verſichere Sie, ich weiß nicht, wie das gekommen war.

Und nun floſſen Worte, Bilder, Vergleichungen, wie Schneeflocken von ſeinen Lippen, und unſere Unterredung ſtieg nun in den höchſten Himmel empor; und da wir auf die Erde zurückkamen, huldigte mir zuerſt der treueſte Diener mit einer Rede von zwey Thränen in ſeinen Augen, und einer unendlichen Freundlichkeit in ſeinem Geſicht, und die zwey ausgebreiteten Armen einer glücklichen Mutter, die aber am Ende mich dennoch verrathen hatte, drückten mich an ein Mutterherz.

Aus dem ehrerbiethigen Diener wurde nun aber, ich weiß ſelbſt nicht wie, und wie geſchwind, mein Herr und Meiſter; und ich mußte, ehe ich Frau war, ſchon nach Luthers Hausſtafel greifen, und

das Stückchen über den Gehorsam einer Hausfrau lernen. Er behauptete, mein Vater habe befohlen, ich sollte ihm als Frau entgegen treten; da man aber nicht wußte, wie bald er zurückkommen könnte, so mußte er mit der Hochzeit eilen, und so — setzte sich mein gebiethender Herr zu Pferde, um seinem Oheim seine Verbindung anzuzeigen.

Er hatte seinen Oheim nicht gesprochen, aber seine Tante und ihre Tochter, die er nicht genug loben konnte. Wir wurden nach Groß-Dreben gebethen; und mein Gebiether wollte durchaus, ich sollte dort als Frau erscheinen, und nicht als Braut; und so, lieber Oheim, war der verhängnißvolle Tag da, ehe ich daran dachte; und kommen Sie zurück, so tritt Ihnen und meinem Vater die glücklichste Frau an der Hand des alleredelsten Mannes entgegen!

Julie an Herrn Ludolph.

Thorwenden.

Ich hoffe, lieber Oheim, daß meine Briefe Ihnen nachgehen mögen, ich habe den Herrn Oppen darum gebethen; denn ich weiß nicht, lieber Oheim, es ist mir, als bedürften wir hier eines Mannes, der auseinander löste, was sich hier verwirrt hat, oder verwirren will.

Wir wurden nach Groß-Dreben abgeholt. Der Präsident dort kam mir vor, wie ein Bild-

wie ein Bild sprach er, bewegte er sich; mochte er thun, was er wollte, so hätte ich sagen mögen: „I Bildchen, lebst du wirklich?" Er empfing seinen Neffen wie ein Monarch einen Gesandten; aber er war nur ein Bild. Mein Mann, lieber Oheim, das habe ich hier erst entdeckt, kann so stolz thun, als wäre er der grose Mogul selbst. „Sie haben Ihr Geschick," lispelte der Präsident mit seinem lächelnden und glänzenden Schaumgesicht, als wäre es lackirt — „Sie haben Ihr Geschick nun ganz entschieden für immer, mon neveu!"

„Entscheidung," antwortete mein Mann in einem lauten Posaunentone, als glaubte er, das Bildchen vor ihm könnte nicht hören — „ist etwas Gutes im Leben, und Selbstentscheidung etwas Göttliches."

Das Bildchen bückte sich und lächelte fort. Aber da mein Mann noch ein Paar Mahl mit seinem Orgelbasse ihm so geantwortet hatte, kam der Präsident zu mir. Lieber Oheim, wenn eine junge Frau sich nicht am Altare fest vornimmt, auf ihren Mann so stolz zu seyn, wie auf eine Krone oder auf einen Armsessel in einem königlichen Saale, und noch tausend Mahl stolzer, so ist sie nicht werth, die älteste Krone in der Welt, die Brautkrone, und die heiligste getragen zu haben.

Lächelnd, wie immer — doch Sie kennen ihn ja, liebster Oheim — sagte er mir allerley über meine Schönheit, über meine Armuth, über meine Tugend, über meine Verbindung, über meinen

Stand; und ich sagte ihm allerley wieder. Ich kam aus dem Lächeln nicht, Oheim; denn das Bildchen hatte doch nicht Leben genug, zu sagen, was es eigentlich dachte.

Aber hinter ihm stand ein Engelsgesicht, das seiner Tochter gehörte; und hätten mich seine lächelnden Satyren aufgebracht, so hätte das Engelsgesicht, das über seiner Schulter hervorragte, alles wieder gut gemacht.

Sie faßte nach geendigter Audienz meine Hand, und wir gingen in den Garten. So bald wir im Gebüsch waren, fiel mir das Mädchen mit einem heißen Thränenstrom um den Hals, und rief mit zärtlicher Stimme: „O du, kannst du mich lieben? O, kannst du mir treu seyn? Ist dein Herz verschlossen, und deine Lippe? O so gib mir ein freundliches Zeichen!“

Das überraschte mich, Oheim; ich glaubte eine von den empfindsamen Schonen vor mir zu haben, die, wie die Aegypter, einen todten Kafer mit ihren Thränen einbalsamiren und kalt sind für den Schmerz einer Menschenbrust. Aber meines Mannes Beschreibung wollte dazu nicht passen, und Mütterchen auch nicht. Beyde hatten von Luisen gesagt, sie sey eine Heldinn, ein theures, edles Wesen, die Freude einer unglücklichen Mutter, der Schutzengel aller Gedrückten.

Ich umarmte sie, und sagte etwas, als wäre ich ein Bildchen. Nun zog sie sich zusammen. Sie

führte mich weiter, und nun erzählte sie mir von Rosalien, von meinem Vater, von Gustav, von unserm, ach! so glücklichen, beschränkten Leben, in dessen enge Gränzen kein Leid, kein Schmerz hinein paßte, nur die Liebe, die jedes kleine Herz des Insekts und die unermeßliche Menschenbrust ausfüllt und beglückt.

Ich stand staunend vor ihr, ihr Gesicht betrachtend, ihr Auge, das jetzt in einer unbekannten Freude funkelte, bald in einer Thräne, die mir eben so unbekannt war, erlosch; aber meine Hand faßte ihre mechanisch; dann umfaßte die zitternde Hand ihren Nacken; dann drückte ich meine Brust an ihre; dann rief ich mit ihrer ersten Begeisterung: „O ich muß dich lieben, Geliebte! Ich bin dir treu! Mein Herz ist verschlossen wie meine Lippe! O woher weißt du alles, was so wunderbar, und immer mein Herz bewegt?"

„Von deinem Bruder," hob sie ruhig an. „Er mahlte mir das reiche, arme Paradies, in dem Ihr lebtet, nach dem mein Herz sich von Jugend auf sehnte, und das mir versagt war."

„Mein Bruder — o mein Gott! wo ist er? Ich weiß von ihm nichts, seit ich meines Vaters Haus verließ; seit wir so unglücklich wurden."

„Unglücklich?" Das Wort griff sie auf, und fragte.

Ich erzählte. Luise stutzte bey Ihrem Nahmen, lieber Oheim! Sie fragte nach Ihnen, und

Sie sind der Freund, und noch mehr, Luisens Vertrauter. Ich fragte nun, wo Gustav wäre, wie sie ihn kennen gelernt. Sie seufzte; und nur erst den dritten Tag — denn wir waren auf mehrere Tage gebethen — erzählte sie mir, nach dem ich ihr das Versprechen gegeben, daß ich das Geheimniß ihrer Liebe zu Gustav in mein Herz fest verschließen wollte. Wir machten nun mit einander aus, daß Sie Gustavs Liebe zu Luisen kennten; und, liebster Oheim, was Sie mir von Gustav sagten, und was so räthselhaft schien, war nichts, als was mir Luise endeckte. Wir schlossen nun, daß Sie nach Rantershof gekommen wären, um der Schutzgeist dieser unglücklichen Liebe zu werden. Luisens Herz erhob sich in einer schönen freundlichen Hoffnung. Wir baueten nun, wie junge Mädchen thun, Haus und Hof, und Herd und die ganze vierte Bitte, die jedes Mädchen auswendig weiß; aber nie laut bethet, lustig auf, und Luise, was mir sehr wohlthat, zog ihre sanfte, erblaßte Mutter mit in den Rath. Die sagte so sanft: „Es war alles so gut, Luise, laß es doch so! Ich weiß nicht, liebes Kind, die Vorsehung thut so viel für dich, daß es mir ordentlich übermüthig vorkommt, wenn du selbst dich hinein mischen willst.“

„Heider selbst, seine Gewalt,“ fuhr die Mutter fort — „die Freundschaft des Fürsten gegen ihn, seine Liebe zu Gustav, die du nicht zu erklären weißt; denn beyde müßten sich überall mit Haß be-

gegnen, so verschieden denken Sie; Gustavs Aufnahme in des Ministers Hause, die er doch Heidern verdankt; Heiders räthselhafte paar Worte gegen dich auf dem letzten Hofballe, die es mir fast gewiß machen, daß er deine Liebe kennen muß: das alles, liebe Luise, wozu wir nicht mit einem Augenwink geholfen haben, und ich denke, Gustav auch nicht, hat sich von selbst so glücklich gestaltet, daß ich gern noch immer still sitzen möchte. Und nun sieh, seine Schwester wird nun unsere so nahe Verwandtinn! Das alles —"

Wir beschlossen, Oheim, ganz still zu sitzen, und die Vorsehung walten zu lassen; aber ich wette voraus, wenn die Vorsehung nicht mehr uns leitet, so fangen wir doch an, uns zu regen und zu bewegen, und finden Gründe, uns selbst und die Vorsehung in Ehren zu erhalten.

Aber, lieber Oheim, die Entdeckung von meines Gustavs Liebe war mir so lieb, und noch lieber war mir's, daß es dabey einen alten Zauberer zu bekämpfen gibt, wobey ich mein Näschen und mein Händchen auch mit im Spiel haben kann; denn ich Arme bin so ohne alle Umstände gerade durch das Land der Liebe bis an den Altar durchpromenirt, ohne etwas anders als die kleinsten, gemächlichsten Schritte gemacht zu haben. Und mein Herr ist von so einer ruhigen Haltung, daß ich darauf rechnen kann, ich werde keinen andern Festtag haben, als die im Kalender stehen, oder vielmehr so viel, als

Tage im Jahre sind. Und das ist doch ärgerlich, Oheim! denn ich möchte doch wohl einmahl wissen, wie er aussähe, wenn er eifersüchtig wäre; wissen, mit welcher Manier er sich versöhnte, oder mich. Unsere Liebe ist wie die Statüe der Gnidischen Venus, die auf ihrem marmornen Postamente fest steht, in der demüthigen verschämten Stellung, immer lächelt, und immer glücklich ist. Nun ich hoffe von Ihnen Nachricht.

Doch noch Eins! Ich würde es Ihnen nicht schreiben, wenn die Präsidentinn nicht einen sehr großen Werth auf die kleine Begebenheit legte, und wohl gar ein Abenteuer daraus prophezeihte. In der Zeit, da ich da war, in Groß-Dreben, kam die Gräfinn Alten, die Schwester des Ministers, durch Groß-Dreben. Der Präsident wußte es drey Tage vorher; und nun glaubten wir Alle, die Welt sollte untergehen, so ein Lärmen wurde im Hause. Das lächelnde Bildchen, der Präsident, sah mich ein paar Mahl mit so finstern Blicken an, daß mir nicht wohl zu Muth wurde.

„Putzen Sie sich ja, so prächtig Sie können, liebe Julie!“ sagte die Präsidentinn, und ich Arme; denn, lieber Oheim, frisch gestanden, Ihr reiches Geschenk zu meinem Brautputz war großentheils ganz in der Stille weggegeben, damit mein Herr und Gemahl das Glück, was er an mir gefunden hatte, zu Pferde überlegen könnte, wo er, wie Sie wissen, erhabene Gedanken hat. Der Befehl der

Präsidentinn setzte mich also in eine kleine Angst. Ich putzte mich, so viel ich konnte; und mein Herr sagte, daß ich aussähe, wie die Königinn von Golkonda, wo alle Edelgesteine zu Hause gehören. Dabey fiel mir die Schnur Perlen ein, die an dem Gemählde sitzt, und die Brillanten, worin es gefaßt ist. Geschwind schlug ich die Perlenschnur doppelt um meinen Hals, und das Gemählde ruhte auf meinem Herzen. Luise steckte mir noch eine grose Blume und ein paar Federn auf die Stirn, und nun war ich fertig.

Die Gräfinn Alten erschien, wie es einer so reichen und vornehmen Dame gebührt. Sie war geputzt, wie eine Fürstinn. Man bewunderte ihren Geschmack, die Pracht ihres Schmucks. „Sehen Sie, und bewundern Sie, Frau von Wolf!" sagte das Bildchen, mich heranwinkend. Ich ging, schaute und bewunderte.

„Sie vergessen aber," sagte die Gräfinn Alten auf einmahl und sehr angenehm — „daß dieser schönen, jungen Frau der schönste Schmuck gebührt, den sie auch trägt. Ich habe nie schönere und ausgesuchtere Perlen gesehen, als diese." Sie nahm die Schnur Perlen, die ich trug, auf ihre Finger; und die Schönheit meiner Perlen wurde allgemein bewundert.

„Wohl eine Beute aus Italien?" fragte das Bildchen, ein wenig unhöflich.

Mein Gemahl antwortete, sich bückend, sehr

höflich auf diese plumpe Frage: „Meine Kriegsbeute, Herr Präsident, ist dieser Arm, und das Gefühl, daß ich keinen Raub begangen habe.“ Das Bildchen lächelte und bückte sich. Ich stand auch ein wenig gebückt und voll Scham unter den Blicken, die meine Perlen bewunderten; denn ich mußte die Frage erwarten: „Wo ich sie erbeutet hätte?“ Was konnte ich sagen? Luise macht auf die Länge der Perlenschnur, mich zu ehren, aufmerksam. Sie zog die Schnur höher empor, und nun erschien das Gemählde.

„Nun,“ sagte die Präsidentinn — „bey dem Anblick des Gemählde oder der schönen Steine zur Fassung wäre die Gräfinn Alten ganz aus ihrer Fassung gekommen.“ Ich bemerkte es nicht; denn ich schlug die Augen nieder. Luise hat auch nichts gesehen; aber die Präsidentinn sieht, daß die Gräfinn Alten das Gemählde mit einer großen Unruhe betrachtet. Auch das wäre ihr nicht aufgefallen; aber die Gräfinn erkundigt sich nachher mit einem Eifer, der für den Gegenstand zu angelegentlich ist, nach meiner Familie, nach den kleinsten Umständen, die mich, die meine Familie betreffen.

Die Präsidentinn behauptet, daß die Gräfinn das Bild gekannt haben müsse. Aber so hätte sie doch wohl gefragt, wer es wäre. Niemand that die Frage. Die Präsidentinn fragte mich nachher, da die Gräfinn Alten weg war, wer das Gemählde sey. Ich erzählte ihr, wie ich zu dem Gemähl-

de gekommen. Genug, die Gräfinn Alten fuhr weg, ohne sich weiter um meine Perlen, oder Steine, oder um das Gemählde zu bekümmern, und ich und mein Herr fuhren den andern Tag auch ab.

Julie an Herrn Ludolph.

Thorwenden.

O mein lieber Oheim! die Präsidentinn hat sich nicht geirrt; das verwünschte Gemählde! oder vielmehr — denn warum solle ich nicht aufrichtig seyn, meine verwünschte Eitelkeit! denn ich wußte ja von Ihnen, daß diese Perlen und diese Steine weit über meinen Stand wären. Sehen Sie, wie nun ein schreckliches Gorgonenhaupt aus diesem Geheimniß uns Alten entgegen starrt!

Nach vierzehn Tagen ungefähr fährt auf einmahl ein Wagen auf unsern Hof, und mein Mann bringt die Gräfinn Alten und eine alte Dame, die wir nicht kannten, zu uns auf das Zimmer. Mir fiel es wie Bley auf das Herz. Die Gräfinn bittet um Verzeihung, daß eine kleine Angst sie gezwungen habe, zu uns zu flüchten. Sie freute sich indeß, daß der Zufall sie zu Bekannten geführt habe; und dabey schlug sie ihre Arme um meinen Hals, und ist so freundlich, so vertraulich, als wäre ich ihre Tochter.

Zwey Kerle, mit Spitzbuben-Gesichtern, sind nämlich bald neben, bald hinter, bald vor ihrem

Wagen hergeritten. Die Gräfinn und ihre Begleiterinn gerathen dadurch so in Furcht, daß sie in dem ersten Dorfe zu bleiben beschließen, und das ist Thorwenden. Die alte Dame, welche die Gräfinn begleitete, erklärte, daß der Schrecken sie krank gemacht hatte, und legte sich zu Bett.

Die Wahrheit wird sich finden, dachte ich, und nun nahm ich mir vor, wäre es möglich, heraus zu bringen, was mein Gemählde die Gräfinn anging. Und richtig. Die Gräfinn nahm mich mit sich in unser Gärtchen, und ehe ich mir's versah, war sie bey dem Gemählde. Ich erzählte, wie ich dazu gekommen, und schloß mit den Worten: „Vielleicht können Sie meine Neugierde befriedigen, Frau Gräfinn; Sie können mir sagen, wen das Gemählde vorstellen soll!"

Sie sah mich groß an; aber sie wurde verlegen. „Ich?" sagte sie — „ich? Wie meinen Sie das, Frau von Wolf?"

„Weil dieses Gemählde Sie so sichtlich interessirt."

„In der That," sagte sie lächelnd und froh — „Ich hatte eine Jugendfreundinn, sie starb früh. Ihr ähnelt das Gemählde fast zum Sprechen. Bis auf das Haar, meine Freundinn war Brünet. Sie also kennen das Gemählde nicht?"

Sie brach ab, sie fing wieder an. Sie wollte jetzt das Vaterland meines Vaters wissen, seine Jugend-Begebenheiten. Ich wußte so viel davon, als sie selbst. Aber ich sah doch nun deutlich, daß ich

vielleicht von der Gräfinn erfahren konnte, was das Papier verbirgt. Ich fragte nach dem Nahmen ihrer Freundinn. Sie brach gleichgültig wieder ab. Sie verlangte das Gemählde noch einmahl zu sehen. Ich zeigte es ihr. Sie besah es lange; dann erklärte sie, daß sie sich geirrt habe, aber mit einer Miene, die fast das Gegentheil sagte.

Ich weiß nicht, was mich bey dem Allen zu beunruhigen anfing. Ich wurde behuthsam, und sie wurde immer freyer. Am andern Morgen hob das Gespräch wieder an von meinem Vater. „Wo ist er denn?" fragte sie.

„Er ist auf einer Reise in Schweden," sagte ich; aber ich setze hinzu — „ich wüßte nicht, zu welchem Zweck."

„In Schweden? fragte sie bedenklich; aber nun nahm sie ihre gewöhnliche Freymüthigkeit wieder an: Sie fragte nicht weiter. Die Spitzbuben waren vergessen. Sie fuhren ab; und mein Mann gab ihnen der Sicherheit wegen durch den Wald das Geleite. Ich war recht froh, und verbärg das Gemählde tief unter meine Sachen.

Aber seitdem ist's, als hätte ich ein Vergehen auf meinem Herzen. Mein Mann lacht dazu; aber ich schreibe es Ihnen, damit mein Vater mir Befehle gibt, wie ich mich verhalten soll.

Die Gräfinn Alten an ihren Bruder, Grafen Drakenſten.

Ritberg.

Das Grab, Bruder, hat ſeine Todten dem Leben zurück gegeben. Olof lebt, Graf Olof lebt, Bruder, oder es müßte mich alles trügen. Entſetzlich! Und dennoch! dennoch! Es iſt, als wäre meine Seele in zwey Seelen geſpalten; die eine hofft, was die andere haßt. Doch das Vergangene muß mir ja vorbey ſeyn! muß! Aber er lebt; und er wird erſcheinen! erſcheinen wie immer in der furchtbaren Kraft ſeines Willens.

Ich bin bey Mönchborns, und finde dort eine junge Frau, deren Geſichtszüge mein Herz, meine Seele, ohne mein Wiſſen, bewegen. Ein glücklicher Zufall macht, daß wir vom Putz, vom Schmuck reden. Die junge Frau — ihr Mann iſt ein invalider Hauptmann von Wolf — die junge Frau trägt um den Hals eine ſchöne Schnur Perlen, die mir auffiel, weil ſie gegen den einfachen Anzug abſtach. Wir beſehen die Perlen, und man zieht ein Gemählde hervor, das an den Perlen hängt, und — ich erſtarre; denn das Gemählde iſt Olofs Mutter, die Gyllenborg. Kein Zweifel darüber. Sie trägt dieſelbe Kleidung, ſchwarz und weiß, wie auf dem Kniestück bey dir, Erik! Die Roſe aus dem Wappen der Gyllenborgs ragt aus der Krone hervor. Ich kannte jetzt die

Perlen wieder, die Steine der Fassung. Du weißt, daß Marie es ihrem Bruder Olof schenkte, da er abreiste, und wir von ihm nichts wieder hörten.

Ich hatte Mühe, meine Unruhe und den Sturm der Empfindungen zu verbergen, der in meiner Seele bey dem Anblicke dieser Frau entstand, die meines Lebens grausamer Rachengel war, die — o die — Sieh, Erik, da zieht die finstere Vergangenheit wie ein schrecklicher Leichenzug wieder meinen Blicken vorüber; und ich fürchte, meine Augen werden ihm lange nachsehen müssen!

Ich ging mit der Präsidentinn allein, und erkundigte mich ganz unschuldig nach der jungen Frau, auf deren Brust das Gemählde ruhte. Ach, ich hatte sie schon an den ähnlichen Zügen erkannt, die sie mit dem Gemählde hatte!

„Sie ist die Tochter eines armen Landpredigers, mit Nahmen Troschke," antwortet mir die Präsidentinn ganz unschuldig.

Eines Prädigers? eines armen Landpredigers? das war nicht möglich. Ich machte sie aufmerksam, wie ein armer Prediger zu diesem reichen Schmuck kommen wollte. Aber ihr Vater war Prediger, und ein armer Prediger.

Ich fuhr unter einem Vorwande zu der jungen Frau selbst. Sie hatte das Gemählde von ihrem Vater zum Aufbewahren. Ich fragte nach ihres Vaters Vaterlande, Herkommen, nach allen Kleinigkeiten. O es war Olof, o es war dieser harte,

edle Olof! Sie beschrieb seine große Gestalt, seine blauen Augen, seine Narbe am Munde sogar, die er, um meinetwillen — O schon wieder dieses Andenken an jene himmlische Zeit der Marter! —

Ich fragte nun, wo er wäre; und die Tochter sagte: „In Schweden.“ Sie kannte aber den Zweck seiner Reise nicht.

In Schweden! hörst du, Erik, in Schweden!

Sieh, nun wird er hervortreten der unmenschlich-Beleidigte, den ich so gränzenlos hasse, als ich ihn liebe, dieser furchtbare Mensch; er wird Rache fordern, Rache und sein Erbe! Und wir — leb wohl! Erik, leb wohl!

Gräfinn Alien an ihren Bruder.

Ritberg.

Ich sage mich los, Erik, los sage ich mich von dem, was kommen wird, was kommen muß. Du lächelst? O das thatest du immer, immer, wo er finster sah! du wälztest ihm eine Welt, deine Welt in seinen Weg, und er — sah die Welt nicht, nicht dich, und that, was er wollte. Du lächelst, und siehst nicht, wie du schon von ihm umsponnen bist! Olof ist in Schweden mit allen Familienpapieren, die er mit nahm, und sein Sohn, — du heilloser Lächler! ist in deinem Hause, dein Sekretair

— und der Günſtling des Fürſten, Heider hat dir deinen furchtbarſten Feind in dein Haus geſtohlen. Denn Heider iſt ſein Freund; ob er ihn kennt, das weiß ich nicht. Aber ich fürchte es. O ich fürchte alles, ſeitdem ich weiß, daß Olof lebt!

Ich trat in dein Haus. Dieſer junge Menſch trat ins Zimmer, und — o du blinder Lächler! wie haſt du deines Sohnes Züge nicht in dem Jünglinge erkannt? Ich erkannte den Vater, ich erkannte Olof in ihm, ſogleich auf der Stelle, ohne ein Wort mit ihm gewechſelt zu haben, ohne ſeine Stimme zu hören, erkannte ich ihn!

„Wie iſt Ihr Nahme?“ fragte ich ernſt.

„Troſchke! Sein Vater war Prediger in Seedorf geweſen; aber abgereiſt. Wohin er gegangen war, wollte er nicht wiſſen.

O dieſer Anblick des Jünglings, der mich wieder in meiner Jugend herrliches Paradies zurückzauberte! O dieſer Ton ſeiner Stimme! O wie hat ſie in dein Ohr fallen können, Erik, ohne auf einmahl alle deine Pläne zum Wanken zu bringen!

Ich konnte es nicht aushalten. Ich reiſte in einer Stund wieder ab, und mein Weg führte nahe bey Seedorf weg, wo Olof gewohnt hat als Pfarrer. Ich ging über Seedorf. — Du zweifelſt, du ungläubiger Lächler? Ich zweifelte auch. Wie wollte dieſer Olof Prediger werden? Das war ja von allem das Unmöglichſte!

Aber da ließ ich mir das Tauf- und Todtenregi-

ſter zeigen, und mit Entſetzen erkannte ich ſeine Hand. Ich ſende dir, — und nun erſtarre, ſtatt zu lächeln — ein Paar Protokolle von ſeiner Hand. Olof lebt, Erik, Olof lebt!

Ich fragte hier nach allen Kleinigkeiten. Er iſt hierher gekommen, iſt hier Pfarrer geworden. Warum er nicht früher von den Todten erſtanden iſt? Was weiß ich? Aber ich ſage mich los von allem, was du thun kannſt. Er lebt, und ich, — ich vergehe!

Antwort.

Sey ruhig! Ich danke dir! Es iſt alles ſo, wie du ſchreibſt. Wer ſo viel Jahre, wie Olof, ruhig in einer Hütte bleibt, wenn er in einem Pallaſte wohnen kann, der ſteht nicht von ſelbſt auf von den Todten. Da iſt ein gewiſſer Herr Ludolph, der immer auf Reiſen iſt, Geld die Fülle hat, den Niemand auf der Welt kennt: dieſer Herr Ludolph ſcheint Bewegung in den verſtorbenen Olof gebracht zu haben. Olofs Sohn iſt in Rantershof bey ihm geweſen; die jüngſte Tochter des Landpredigers iſt von ihm an einem Offizier verheirathet, wahrſcheinlich deine Frau von Wolf, und zu allem gibt dieſer Herr Ludolph das Geld. Ich habe große Luſt, dieſen Herrn Ludolph näher kennen zu lernen.

Der Herr von Heider iſt mein; den fürchte

nicht! der ist mein; und liebte er den jungen Menschen in meinem Hause, wie seinen Sohn: er ist dennoch mein. Und wohlan denn, Olof, wir haben noch einen Tanz aus der Jugend auszutanzen. Er ist nach Schweden gegangen: kommt er nach Drackenstein, so ist er mein. Und dieser Träumer wird nicht versäumen, das alte Schloß zu sehen, mit den hohen Thürmen, zwischen den wilden Klippen, wo seine Kindheit von seiner Mutter, wo sein wilder Muth gebildet wurde. Sey ruhig! Wir müssen vollenden, Erik!

Graf Drakenstein an den Baron Hohnberg.

Drakenstein.

Hier bin ich auf meinem Stammgute, rings umgeben von hohem Gebirg, und steilen unter einander geworfenen Klippen, zwischen deren Mauern die lieblichsten grünen Thäler liegen, jedes von einem schönen Quell bewässert. Es war doch eine eigene Empfindung, da ich zwischen den Gebirgen wegfuhr, immer höher hinan, und die Zugbrücke vor mir niederrasselte, ich eintrat in die hohen gewölbten Säle, die mit Bären- und Wolfsköpfen verzieret waren, und mit den Portraits meiner Ahnen. Es war dennoch trotz alle dem, was Lächerliches daran gefunden werden konnte, eine eigene Empfindung. Es war mir doch, als ginge ein Geisterschauer durch

mein Rückenmark, als fühlte ich mich hier stolzer, edler sogar!

Und wenn ich mir denke, daß diese Rosalie mein Weib wäre, ach, ich wollte hier sogar den unendlich langen Winter aushalten, an der reichen Tafel, welche hier das Land, die Luft, die Seen, die Flüsse liefern! Ich kann mir fast nichts schöneres denken, als diese Einsamkeit im Arm der frommen, keuschen, liebenden Hausfrau.

Liebenden? O zum Teufel! Sieh, Hohnberg ich lege dieser wilden Leidenschaft meines Herzens, die oft, recht oft sogar blutgierig wird, alle Ketten des Nachdenkens, der Menschlichkeit, aller Tugenden an, die mir noch übrig geblieben sind, und keine ist fest genug für die mächtig-rasende Leidenschaft, die mein Inneres zerrüttet!

Wer, o wer kann mich wild nennen? Sieh, die Furie der Eifersucht gießt mit jeder Minute, die ich bey ihr bin, mit ihr rede, ihr huldige, sie anbethe, ihr höllisches Gift in meine Brust! Ich möchte aufrasen, wie hier der Wintersturm meines Vaterlandes; ich möchte — Gott! Gott!

Ich war schon recht weit mit ihr, mit dieser unendlich reitzenden Rosalie. Sie hörte mich an, sie lächelte, wenn ich erzählte, sie fing schon an, mir alle die kleinen Vertraulichkeiten zu geben, die wie die ersten Blüthen des Lenzes, an der Liebe hervorbrechen; da warf der Zufall einen verdammten russischen Offizier in unser Schiff, womit wir

über die Elbe nach Hamburg ſetzten, und dieſer Menſch — ach! ich möchte verzweifeln!

Ich fürchte, ſie liebt ihn; und dieſer Gedanke macht mich raſend.

Ich nehme mit ihr die Flucht. Ich will nach Schweden — Sieh, als ob das Schickſal hohnlachend mich zum Merkzeichen ſeines Spottes gemacht hätte, eben dieſer Menſch hohlt uns in einem Kahne ein, ſteigt in unſer Schiff, rettet in einem furchtbaren Sturme Roſalien, uns Allen, das Leben. Und ſeitdem, ſie redet nur von ihm, von ſeiner königlichen Geſtalt, von ſeinem Muth, von ſeinem ſanften Auge, von ſeinem warmen ſchönen Herzen. Ich möchte verzweifeln, und dennoch mußte ich ruhig ſeyn; denn in Deutſchland war ich ihr Herr nicht. In Schweden glaubte ich es zu ſeyn, wo ſie mit Niemanden reden konnte, als mit mir — auch traute ich der Frau von Lörrach nicht. Ich komme in Schweden an, und ſiehe da — ſoll ich denn an Wunder glauben lernen? — ſie redet ſchwediſch, ſie redet es ſo gut als ich, und auf dem Geſicht der Frau von Lörrach ſeh' ich ein höhniſches Lachen, das mir mein Unglück vorhielt.

O Himmel, wenn ſie auch um keinen mindern Preis mein ſeyn will, als um den Preis meiner Hand und meines Nahmens, ſo ſey es, o ſo ſey es! Hier ſteht der Altar noch, an dem meine Vorfahren copulirt ſind, in ſeiner alten, aber reichen Pracht! O ſo ſey es! Aber mein muß ſie werden, das ſchwö-

re ich, o das schwöre ich bey allem, was mir heilig ist, bey diesem Lande, bey diesen Bergen, in deren Umfange die Gräber meiner ehrwürdigen Ahnen liegen, bey dieser stolzen Natur, bey diesem Himmel, der auf meinen Bergen ruht! Mein soll sie seyn!

Ja, Hohnbekk, ja! es sind nun schon neun Monathe, daß sie in meiner Gewalt ist, und beym Himmel! ich war in der ersten Minute weiter mit ihr, als jetzt, und furchtsam bin ich gegen das Mädchen, wie ein Knabe. Ich schäme mich; aber dieses Mädchen, mit dem einfachen, demüthigen Wesen, hat dennoch in der Tiefe ihrer Seele einen Muth, eine Stärke, die mich in Erstaunen setzt, mich und die Lörrach so gut wie mich. Ist es die Reinheit ihrer Seele, die ihr diesen Muht gibt, o so — habe ich viel verloren, die Hälfte des Lebens, die Krone des Lebens! Du weißt, ich bin nicht furchtsam. Von Stockholm fuhren wir auf einem Schlitten auf dem Eise eines Flusses. Da, wo des Flusses Beet sich erweiterte, war auf einmahl das Eis so durchsichtig, in einem so unbeschreiblichen Grade durchsichtig, daß wir unter dem Eise jeden Fisch sich bewegen sahen, als ob wir durch einen Zauber auf der Oberfläche des Wassers führen; denn das Eis war durchaus nicht sichtbar, außer nur an den seltenen Stellen, wo eine Spalte im Eise das Eis und seine Dicke verrieth.

Die Frau von Lörrach schrie laut auf, da sie

den Abgrund unter sich sah, bis auf den Kiesel am Boden. Sogar das Pferd, das den Schlitten zog, erschrack vor diesem furchtbaren Anblick, und wollte seitwärts ausbeugen von dem Orte, wo es unter seinen Füssen die Tiefe sah. Ich sah hin, und mir schwindelte, wo der Fluß sich vertiefte; nur Rosalie allein sah mit einem schönen Lächeln hinab in den Abgrund, zählte die Fische, bewunderte den Anblick, daß lebende Wesen unter ihren Füssen dahin glitten.

Den Tag darauf kamen wir auf den Meerbusen. Obgleich uns die Bauern versicherten, es wäre gar keine Gefahr da, so war es dennoch sehr beängstigend, das Meer unter seinen Füssen zu wissen, und zuweilen mit den Schlitten die obere dünne Eisdecke in den Vertiefungen des Eises zu durchbrechen, und zwey Fuß tief einzusinken. Rosalie hatte das vorher gehört, und sie bedauerte nichts als das arme Pferd, das dabey leiden mußte.

„Fürchtest du denn gar nichts, Rosalie?“ fragte die Lörrach.

Sie lächelte: „Gott rettete mich durch den Muth des Majors in dem furchtbaren Sturm, da alles den nahen Tod verkündigte. Da zitterte ich; aber hier soll ich zittern, wo Niemand etwas fürchtet? Ich fürchte, glauben Sie mir, liebe Mutter,“ setzte sie mit einem trüben Ernst hinzu — „ich fürchte die Elemente nicht; ich fürchte nur die bösen Menschen!“ Die Lörrach sah mich an, als hätte

Rosalie mich gemeint. Ich sagte der Lörrach hernach: „Ich fürchte fast, Madame, Sie nehmen Rosalien gegen mich ein!“

„Nein, Herr Graf,“ antwortete sie ernst — „aber Ihre Macht hier in diesem Lande, Ihre Bekannten hier, das Ansehen, das Sie haben, bringt Rosalien zum Nachdenken, das auch mich verdächtig machen wird.“ Ich hatte von dem Gouverneur Almquist, der meines Vaters Freund ist, den Befehl an die Landshaupleute erhalten, mich fortzuschaffen. Sie faßte Mißtrauen gegen mich; aber sie wurde desto muthiger, desto dreister. Wenn die Frau von Lörrach, die sie sehr liebt, nicht fort wollte, so blieb Rosalie eigensinnig dabey, auch nicht zu wollen; und sie behielt jedesmahl den Sieg.

Und so ging unsre Reise so langsam, daß ich mit Ende des May's hier ankam, da überall auf Höhen und Thälern der Frühling hervorbrach, mitten aus dem Schooße des Winters. Wir mußten wegen des Wassers liegen bleiben. O mit welcher Freude, mit welchem Entzücken empfing sie den wärmern Süd, die erste Blume, den ersten Sangvogel! Nur gegen mich, gegen mich allein steht sie kalt und stolz; aber sie bedenkt nicht, daß der, der heiß und überschwenglich liebt, daß der auch heiß und überschwenglich hassen kann.

„Hier ist sie mein!“ rufe ich jauchzend, und schlage dennoch mit der Hand vor die sinnende Stirn, wie sie mein seyn soll; und während die Hölle, ver-

gebene Wünſche, Zorn und Liebe in meinem Buſen auf- und abwogen, geht ſie in dem Burggarten zwiſchen den Blüthen des Frühlings, in dem jungen Grün, ſelig wie eine Heilige, und ruhig wie eine Königinn, nichts fürchtend, weil ſie nichts ahnt; nichts ahnend, weil ſie, ſie allein, nicht weiß, was die Leidenſchaft vermag. Sie hatte Mißtrauen gegen mich gefaßt; denn ich hatte ihr zu wenig verborgen, daß ich Herr der Reiſe war: der kleinſte Vorwand der Frau von Lörrach dafür hat ſie wieder beruhigt. Sie achtet mich nicht. Sie überſieht mich. O beym Himmel, wenn du mich nicht liebſt, ſo ſollſt du mich fürchten!

Hier iſt ſie auf meiner Burg, worüber ich vollkommen Herr bin. Es ſind nur zwey weibliche Bedienten und zwey männliche auf dem Schloße, die alle ganz abhängig von mir ſind. Sie dienen meinem Hauſe ſchon über zwanzig Jahre. Die Bewohner des Dorfs, das weit entfernt liegt, reden wie hier überall in Herjedalen einen ſo verſchiedenen Dialekt, daß ich keinen von ihnen verſtehe. Den Leuten auf dem Schloße iſt es unterſagt, zu thun, als ob ich hier Herr wäre. Sie ſind mir treu.

In meiner Gewalt iſt ſie; und dennoch ſehe ich keinen Weg, der in dieſen Himmel führt! Gewalt? O Gott! wäre ich ſo tief geſunken? und doch fordert ihre Verachtung, ihre ſo wegwerfende, gleichgültige Kälte jede Minute die Gewalt auf! Wenn ſie mich haßte? nein, ſie liebt mich nur nicht. Sie

wirst keinen unfreundlichen Blick auf mich; es ist, als sähe sie mich gar nicht. O Himmel! o Himmel!

— — —

Was ist das? Hohndorf, was ist das? Ist's doch, als wollte das Schicksal oder ein böser Geist mich zu dem entscheidenden Schritte drängen. Ein böser Geist? nein, Hohndorf, laß mich das nicht denken, daß mein Leben, meine Liebe das finstere Spiel eines Geistes aus der schwarzen Tiefe ist! Nein, schlecht bin ich nicht; ach, nur unglücklich! Wie oft habe ich versucht, diese Ketten von unzerbrechlicherm Stoffe, als Stahl, zu zerbrechen! Ach, wie oft träumte ich am Abend eines so schönen Tages, da ich ihre Unschuld, ihre Frömmigkeit bewundert hatte, daß ich mich ihr zu Füßen werfen, und rufen wollte: „Ich habe dich unendlich geliebt, Rosalie! aber ein feindseliges Geschick steht zwischen unsern Herzen! So zieh hin, sey glücklich! Und sage von mir nur: Er war ein edler Mensch; denn er gab mir die Freyheit!" So dacht' ich, und am Morgen faßte ich auf's Neue Hoffnungen, die nie erfüllt werden sollten

So kämpfte ich mit allen Stürmen, die das Leben und das menschliche Herz hat; so kämpfte ich bey Gott! nur mit dem Verbrechen, das mir oft so leicht schien, das mir im Traume vorkam als vollendet. O reicht denn die Stimme eines bösen Geistes auch bis in unsre Träume? Ich kämpfte. Ich verabscheue die Gewalt, das Verbrechen. Ich dachte

hier in der Einsamkeit, von allen Menschen getrennt, sollte meine Gesellschaft, meine Freundschaft ihr Herz rühren; und — bey dem hohen Himmel, Hohndorf! — mit einem lächelnden Blicke, mit Einem nur, hätte diese Rosalie mein Leben von mir erhalten können, die Dankbarkeit hätte ihr meine Hand, meinen Nahmen gegeben.

Nein, alles blieb, wie es war. Und dennoch zögerte ich, und dennoch haßte ich nicht! Ich liebte!

Da kam mein Bedienter mit einem geheimnißvollen Gesichte zu mir, und flüsterte mir leise zu, daß ein Wachtmeister im Dorfe wäre, mit mehrern Soldaten, um Jemanden hier zu arretiren. Er hatte das von meinem Schloßverwalter gehört. Ich lasse den Alten kommen, und er entdeckt mir, daß die Wache hier zwey Leute aufsuchen wollte, gefährliche Menschen.

Sollte ich selbst? dachte ich bestürzt, und ließ den Wachtmeister kommen. Er sah mich an, und sagte: „Sie sind der Herr Graf hier? Ich habe Befehl, zwey gefährliche Leute aufzugreifen, die hierher kommen werden."

„Diese Leute sind?" fragte ich wieder, ohne etwas zu ahnen.

„Zwey Deutsche. Ein langer Mann in den Funfzigen, Nahmens Troschke und ein zweyter in den Dreyßigen, Nahmens Ludolph. Ich habe strengen Befehl, beyde Herren mit Niemanden reden zu lassen; und sie müssen hier recht bald erscheinen."

Ich stand wie bezaubert. „Wie? der Vater also und dieser Ludolph wußten, daß Rosalie hier, hier in Drakenstein ist?“ Schon das schien einer Zauberey ähnlich, die Frau von Lörrach müßte denn — doch auch die — aber sie hatte es verrathen! Verrathen? Sie wußte nicht, daß ich hierher wollte, sie wußte nicht, daß ein Schloß Drakenstein in der Welt war, und von hier aus hat sie keine Zeile ohne mein Wissen fortsenden können. Unmöglich, Hohndorf! Unmöglich! — Aber — denn ich fange an, an Zauberey zu glauben — es müßten denn Geister mit im Spiele seyn, die mich, Rosalien, ihren Vater, uns Alle wie zu Steinen auf dem Schachbrett gebrauchten. Hierher kommt Vater und dieser Ludolph? Hierher? Und im Dorfe, und auf dem einzigen Wege nach der Burg steht schwedische Wache, die Beyden zu verhaften. Schwedische? schwedische, mein Freund?

Ich sendete dem alten Wachtmeister Branntwein vom Schlosse, und so hatte ich sein Vertrauen. Von hoher Hand werden die Herren verhaftet. Er zeigte mir nach vielen Umständen doch seinen Verhaftsbefehl, aus dem nichts mehr hervor ging, als daß beyde Gefangene nach Wasa in Finnland gebracht werden sollten, unter die Aufsicht des dortigen Gouvernours.

Bin ich denn ein Narr, Hohndorf? Ist denn die Welt ein Mährchen? Das Leben eine Feengeschichte? Diese beyden wissen, daß ich hier bin, daß

Rosalie hier ist, und eben, eben, wenn sie die Hände ausstrecken, ihre Beute mir zu entreißen, tritt hier für mich eine günstige Fee auf, und verhaftet sie mitten in Schweden am Ende der Erde! Was ist das? Was?

Obgleich es geschehen ist, was so unmöglich schien, was ein Traum nicht toller zusammen setzen konnte, so zweifle ich dennoch noch immer an der Wahrheit der Begebenheit, die vor meinen Augen vorging.

Ein Soldat berichtete dem Wachtmeister gerade, da ich im Dorfe war, daß sie einen Wagen mit zwey Pferden angehalten. Es war, o es war Rosaliens Vater und dieser Ludolph! Ich stand verborgen in der Menge der Zuschauer. Der Wachtmeister ging an den Wagen, fragte, in seinen Verhaftbefehl sehend, nach ihrem Nahmen. Rosaliens Vater antwortete dreist, nannte seinen und seines Begleiters Nahmen; und der Schwede, ihnen seinen Befehl zeigend, verhaftete sie beyde.

Der Wagen wurde sogleich umgekehrt, mit Wache besetzt, und fuhr den Weg nach Tuna.

Ich schrieb an den Gouverneur nach Wasa der Gefangenen wegen. Er ist ein Bekannter unsers Hauses. Er antwortete: „Beyde Herren wären auf hohen Befehl arretirt. Sie würden in Wasa gut gehalten. Nur dürfen sie nicht schreiben, bis der Alte gewisse Papiere an den Minister ausgeliefert hätte, die, wie es schien, ein Staatsgeheimniß

enthielten. Man hätte bey beyden gar kein Papier gefunden. Die ganze Verhandlung ginge durch den Sekretär des königlichen Miniſters, und wurde ſehr geheim behandelt.“ Er verſprach mir, warum ich ihn eben gebethen hatte, mir, wenn ſie freygelaſſen werden ſollten, ſogleich Nachricht davon durch einen reitenden Bothen zu geben.

Und nun denn! wie lange kann ich mich auf die glückliche Wendung des tollen Schickſals verlaſſen? Ich muß die Augenblicke nutzen. Ich ging zu der Frau von Lörrach — denn ſie mußte doch den Beyden Nachricht gegeben haben; wie wollten ſie ſonſt in dieſer Wüſte meinen Aufenthalt auffinden können? Ich ſagte es ihr auf den Kopf zu.

Sie ſah mich mit einem trüben Blicke an; dann legte ſie die Hand auf das Herz, und ſagte: „Herr Graf, dieſes Herz ſoll troſtlos bleiben, wenn Jemand von mir weiß, daß wir hier ſind. Wie wollt' ich auch einen Brief in dieſer Wüſte wegſchaffen können? Aber, Herr Graf,“ ſie ſah mich noch trüber an — „Wer waren die Leute, die Sie vor einigen Tagen verhaften ließen im Dorfe? Es waren keine Schweden, es waren Deutſche!“

Ich wollte ſie überraſchen, mochte ſie glauben, ich ſey es geweſen, der ſie verhaften ließ; ich ſagte finſter: „Es war Roſaliens Vater und ihr Liebhaber Ludolph.“

„Herr Graf,“ ſagte ſie, die Hände zuſammen

schlagend — „Rosaliens Vater? O verlorner Unmensch! Das konnten Sie?“

Ich erzählte ihr nun den Zusammenhang. Sie schwieg lange, um nachzusinnen. „Ich weiß nicht, Herr Graf,“ sagte sie, kopfschüttelnd — „wie Ihnen bey allen diesen seltsamen Vorfällen nicht der Gedanke einfällt —“

„Daß ein böser Geist; daß der Teufel selbst diese Begebenheit lenket. Meinen Sie, ich —“

„Nein, ein böser Geist würde der frommen Rosalie Schutzgeist nicht werden; aber wie sie nicht einsehen, Herr Graf, daß Sie Schritt vor Schritt mit einem Herzen, das nicht böse ist, immer tiefer in ein Verbrechen versinken, in ein Verbrechen, das Sie dennoch zu ohnmächtig sind, zu vollenden; wie Sie nicht sehen, daß ein böser Geist Sie lockt, und daß ein guter Rosalien beschützt: das bewundere ich. Ihr Vater ist in Ketten, und sie weiß es nicht und ist ruhig.“

Das sagte sie, mir schlug das Herz, ich wußte nicht warum. Ich konnte ihr nicht antworten! Und als hätte die Prophetinn Recht; da ich über den Saal ging, fiel das Wappen unsers Hauses über dem Camin herab mir zu Füßen. Ich war ein Kind, Hohndorf, und du wirst lachen; aber den Tag durch wurde ich es aus meiner Seele nicht los. Das war gestern! Heute?

Sieh, da geht sie, diese Rosalie, in dem Frühlinge, und in ihrer Seele blüht ein himmlischer

Frühling der Ruhe! Engel umringen sie. Die Lörach hat Recht; und in meiner Seele flüstert die Stimme eines bösen Geistes: „Sey des Engels Verführer, und dann fahr zur Hölle!"

O Hohndorf! Hohndorf!

Julie an Luisen.

Thorwenden.

Kaum kann ich die Feder halten, liebste Luise, so zittern meine Hände. Mein Vater, o mein unglücklicher Vater ist in Schweden in Ketten geschlagen, in einen finstern, kalten Kerker geworfen, in einem wilden Lande, dessen Einwohner vielleicht nicht einmahl die Gesetze der Menschlichkeit kennen. O entsetzliches Geschick! O muß ich sagen, Gott Lob! daß mit ihm unser Freund, unser Beschützer, Herr Ludolph verhaftet ist, und meines Vaters grausames Geschick theilt.

Aber dennoch Gott Lob! O Gott Lob! daß dieser muthige Mann, daß dieser Mann der die Welt kennt, der Leidensgefährte meines Vaters ist. O Gott Lob! daß wir den Ort ihrer Gefangenschaft kennen! Wasa heißt der Ort, dessen traurigen Nahmen ich jede Minute mit heißen Thränen auf der Landkarte betrachte.

„O im dunkeln Kerker," rief ich, die Hände ringend. Es machte keinen Eindruck auf mich, daß mein Mann mir sagte: „Daß die Sonne jetzt dort

nicht unterginge.“ „An den Thurm rief ich auf's Neue — „wo er sitzt, schlägt die empörte Welle des stürmenden Meers, und der heulende Nord mit Regen und Schnee.“

O liebste Luise, ich hatte die ganze Nacht nichts geträumt, als von den Stürmen, dem Frost, dem Dunkel des Nordens. Ich konnte nichts anders denken.

„Ich bitte dich, Julie,“ rief mein Mann endlich — „sprich doch den alten Bedienten, und laß dich bedeuten. Es ist ein Unglück, gefangen zu seyn, wenn auch nicht in Ketten, und sie sitzen nicht in Ketten. Höre doch den Alten erzählen!“

Ich ließ ihn kommen. Ach! ich hatte nur zuerst von ihm gehört, daß mein Vater verhaftet war. Jetzt hörte ich alles. Christoph ist von dem Wagen abgestiegen vor einem Dorfe, wo sie verhaftet worden. Christoph ist so klug nicht, zu verrathen, daß er die Verhaften kennt. Er verfolgt nur den Wagen, der mit der Wache und den beyden Gefangenen zurück fährt.

Im ersten Nachtlager, in einem Dorfe, biethet er sich der Wache zu allerley kleinen Diensten an, und es gelingt ihm, zu den beyden Gefangenen ins Zimmer zu kommen. Mein Vater — o Gott! den er mir jetzt viel ruhiger beschrieb, als selbst Ludolph gewesen — gibt ihm den Auftrag, zu mir zu gehen, sobald er in Deutschland angekommen, und mir zu sagen, daß ich die Papiere meines Vaters in

Sicherheit bringen soll. Das hat er kaum Zeit, zu sagen, da treibt ihn der Wachtmeister, der die Gefangenen besucht, zum Zimmer hinaus.

Am andern Morgen fahren sie weiter. Mein Vater hält beym Aufsteigen dem alten Christoph ein Papier hin, und läßt es dann beym Abfahren aus dem Wagenfenster fallen. Er nimmt es auf. Es ist mit Bleystift geschrieben, und enthält, kaum leserlich folgende Worte: „Mein Sohn, mein Gustav, an welchem Ort der Erde, in welcher Lage des Lebens diese Worte dich treffen, so lege sogleich deinen Nahmen Troschke ab. Flieh unter einem andern Nahmen in die allertiefste Einsamkeit, wo Niemand dich kennt, und harre auf Nachricht von mir. Erhältst du binnen einem Jahre keine Nachricht von mir, so lies die Papiere, die Julie für dich hat, und dann thue, was die Ehre und dein eigener Wunsch gebiethet.“

„Ein böser Geist hat die erstorbene Flamme eines alten Hasses wieder angeblasen zur Lohe, die mich oder unsern Feind verzehren muß. Ich sorge nur für dich, mein Gustav, und für Rosalien, die in den Händen eines Böswichts ist. Julie ist glücklich; dein Vater war es unendlich. Das Alter ist oft eben so schwer zu tragen, als das Unglück, das mich betroffen. Ich beklage nur, daß das Schicksal einen edlen Mann mit in mein Unfall verwickelt hat. Ich werde als Gefangener nach Wasa gebracht, am Bothnischen Meerbusen. Hast du meine Papiere

geleſen, ſo kennſt du den Nahmen, an den du dich hier in Schweden zu wenden haſt, und der dein Retter werden kann, wenn er auch der meine nicht ſeyn wird.“

„Eine Schnur Perlen und koſtbare Steine um ein Gemählde, das in Juliens Händen iſt, gibt dir die Mittel, verborgen zu leben, und wenn du meinſt, deinen Vater zu retten.“

„Ich ſchaue gen Himmel, Sohn, und frage, warum ich noch verfolgt werde? Iſt es die Nemeſis, die ſpät erſt ein übermüthiges Haus rächend ergreift? Wer hat mich verrathen? Wer wußte, wer ich war? Dieſe Dunkelheit meines Schickſals iſt mitternächtlicher, als das Dunkel des Kerkers, zu dem der kalte Hochmuth mich verdammt hat.“

„Oder thue ich einem Menſchen Unrecht? — nun denn, den Himmel darf ich nicht anklagen; den ich bin unſchuldig.“

Das las ich, liebſte Luiſe, von meines Vaters Hand. Ich zitterte, indem ich es las, ich weiß nicht wovor. Es war, als höbe ſich eine ganze Vorwelt voll Geiſter, voll Verbrechen drohend gegen mich empor. Ach, Luiſe, ich mußte mich an meines Mannes Bruſt werfen, um wieder Muth zu faſſen! Mein Vater im Kerker, meine Schweſter in den Händen eines liſtigen, mächtigen, abſcheulichen Böſewichts! Mein Bruder umringt, verfolgt, ausgeſpäht von einem verborgenen Feinde, ewig zitternd, ewig auf der Flucht, vor einem Unglück, das er

nicht kennt, und ich? — Und wir ſind unſchuldig, und tugendhaft. O Luiſe, darf ich denn den Himmel nicht anklagen?

Aber mein Mann treibt, ich ſoll enden. Dir, Luiſe, dir, der Freundinn, der Schweſter, — ach Schweſter? — welch eine drohende Zukunft hängt über dieſem theueren Nahmen! — Dir vertraue ich die unglücklichen Papiere meines Vaters und meines Freundes. Mein Mann will ſie dir mit eigener Hand übergeben. Dann will er ſogleich meinem Bruder den Befehl ſeines Vaters bringen und mit ihm den Ort ſeines Aufenthalts verabreden.

O Gott, Luiſe, wie ſchlägt dieſes Herz! Wie ſchwach bin ich! Ach und wie unglücklich!

Herr von Wolf an Luiſen.

Thorwenden.

Meine Julie, liebſte Kuſine! trägt mir auf, Ihnen die ſeltſame Wendung des Geſchicks Ihres Bruders zu ſchreiben. Für mehr kann ich es nicht halten, obwohl es meine Julie ſo erſchüttert hat, daß ſie nicht im Stande iſt, die Feder zu halten.

Ich kam den Abend ſpät in die Reſidenz. Ich ging ſogleich in des Miniſters Hauſe. Man wies mich zwey Treppen hinauf zu dem Zimmer des Secretairs. Ich fand oben auf einem Vorſaale zwey Leute, die, da ich mich dem Zimmer der Treppe gegenüber, wie einer mir ſein Zimmer bezeichnet

hatte, näherte, mir mit bedenklichen Gesichtern ent gegen traten, als wollten sie mir den Eingan wehren.

Ich weiß nicht, was mir daran auffiel; aber e fiel mir auf, und so fragte ich leise und zutraulich „Ist er darin, der Secretair Troschke?" Si nickten, und ließen mich eintreten, wahrscheinlich weil ich Uniform und den Orden trug.

Im Zimmer fand ich meinen Schwager, de ich auf den ersten Blick erkannte, beym Packen sei nes Koffers. Ein Mann, der bey ihm war, un den ich an der Uniform erkannte, daß er zur Poli zey gehörte, obgleich er sie unter einem großen Ober rocke verborgen trug, fragte: „Wer mir die Erlaub niß gegeben, in das Zimmer zu treten?"

„Das ist mein Schwager!" rief ich, und san in Gustavs Arme.

„O Gott Lob!" rief er, mich sehend — „Si sehen," sagte er — „mich in einer Lage — Ic bin verhaftet. Und in fünf Minuten reise ich ab ich weiß nicht, wohin."

Ich gebiethe Ihnen im Nahmen des Fürsten, hob der Polizeybedienter barsch an — „sich zu ent fernen." Er winkte, und die beyden vom Vorsaa traten ins Zimmer.

„Ihren Verhaftsbefehl will ich sehen," rie ich — „sonst —" ich legte die Hand an den Säbel Er zeigte ihn mir. Der Befehl war richtig. Ic mußte gehorchen. „Reise mit Gott, Schwager!"

rief ich — „jetzt ist es besser, wir sprechen uns nicht. Aber ich bin ein Mann und dein Bruder.“

Ich ließ mich sogleich beym Minister melden. Er nahm mich ruhig an, mit einem Anstande, mit einem Gesicht, das mein Zutrauen erregt hätte, wenn ich es nicht besser gewußt hätte. „Ich höre, Sie sind der Schwager des jungen Mannes, der das Unglück hat, verhaftet zu werden, und in meinem Hause. Ich leide eben so viel bey dem Unfall, als Sie selbst.“

„Was wir beyde auch leiden können: Eure Excellenz werden mir sagen können, warum er verhaftet ist.“

Was ich weiß, will ich Ihnen sagen: seine Verhaftung ist von auswärts gefordert, und mußte hier bewilligt werden. Von einem Verbrechen ist hier die Rede nicht, nicht einmahl von Gefängniß. Auch kann das nicht lange dauern. Sie selbst, Herr Hauptmann, thun besser, wenn Sie die Sache nicht zu wissen scheinen.“

„Besser? ich der Schwager des Gefangenen? ich nicht zu wissen scheinen? Diese Uniform verband mich, das Leben für einen fremden Cameraden hinzuwerfen: und Er ist meines Weibes Bruder!“

„Was können Sie thun, lieber Herr Hauptmann?“

„Nichts und wieder sehr viel, Eure Excellenz! Wir Soldaten sind es gewohnt, zu siegen oder zu sterben. Das habe ich auf zwanzig Schlachtfeldern

gelernt, oft für nichts mehr, als für den bloßen Nahmen „Sieg" zu sterben. Der ist mein Schwager! So lange er nicht frey ist, wird mir meine Freyheit eine Kette dünken, und ich rathe dem, der meinem Schwager die Freyheit nahm, mir die meine auch zu nehmen. Denn beym Himmel, Eure Excellenz! Sie werden sich vielleicht wundern, daß mich die Sache warm macht! — Aber beym Himmel! bey diesem Rock, den ich trage, bey diesem Degen, bey der Ehre meines Standes und meines Herzens, schwöre ich, zu siegen für ihn oder zu sterben! Der wird doch aufzufinden seyn, der ihm die Freyheit nimmt, und wer er ist! wo er ist — war die Gefangenschaft meines Schwagers nicht die hell leuchtendste Gerechtigkeit, preßte man ihm einen kleinen Seufzer mehr aus, als er verbrach, so — hat der Staat Geheimnisse, die ihm Ungerechtigkeiten gebiethen, so hat der Bürger einen Arm, sich und das Recht zu vertheidigen und den Verbrecher zu bestrafen. Ich mag Ihnen leicht ein Prahler scheinen; aber wir sind gewohnt, ein Leben an unsere Schwüre zu setzen, und so denn Rettung! und wenn das nicht ist: volle Rache!"

„Nein, Herr Hauptmann, ein Soldat soll so denken, der Mensch auch. Aber mich dünkt, Ihr Eifer ist nicht nöthig. Was ich von der Sache weiß, so ist sie vielleicht nichts als eine Form, die streng scheint, und vielleicht Wohlthat ist. Ich bitte Sie, für Ihren Schwager unbesorgt zu seyn!"

„So lassen Sie mich ihn sehen, ihn sprechen!“

Er schellte. Er befahl, ihn zu mir in das Zimmer zu bringen. Der Bediente kam zurück mit der Nachricht, daß er schon abgereist sey. Ich hatte in dieser Zwischenzeit gefühlt, daß mein Eifer für den armen Gustav sogar schädlich seyn konnte. Ich empfahl mich und meinen Schwager dem Minister, und — wir werden ja erfahren, ob ich mich irre oder nicht, ob der Minister oder ein Anderer — denn jetzt, da Gustav verhaftet ist, jetzt, dünkt mich, ist der Zeitpunkt da, wo wir die Papiere des Vaters lesen müssen, um den Sohn und den Vater selbst zu retten. Das meint auch Julie.

Und dann, liebste Kusine! dann, liebste Luise! — Doch ich will Ihnen nicht auch ein Prahler scheinen, obgleich Sie mir zutrauen werden, daß ich wie ein guter Soldat, und wie ein Mann mein Leben an die Gerechtigkeit setzen kann. Und gelingt es mir nicht, sie zu retten, so soll doch der nicht lachen, der sie in den Abgrund stürzte. Ich bin ein guter Christ; aber Rache ist auch eine Tugend; denn wer sich rein weiß, der erhebe kühn die Hand zur Rache an den Verbrecher!

Die Papiere.

Es wurde, so bald die Parteyen zusammen waren — sie bestanden aus Luisen und ihrer Mut-

ter, aus dem Hauptmann und seiner Frau — nachdem ein jeder das versiegelte Papier seinem Nachbar gegeben hatte, aus Furcht die verhängnißvollen Siegel zu lösen, so wurde beschlossen, daß der Hauptmann allein die Papiere lesen und entscheiden sollte, was Julie davon wissen dürfte oder nicht. Der Hauptmann nahm die Papiere, zog die Augenbraunen zusammen, setzte sich im Park unter eine Linde, die auf einem Hügel stand, und las. Die Damen sahen ihn lesen, sahen ihn von Zeit zu Zeit sich die Augen trocknen, und dann schlug er die Papiere zusammen. Er blieb noch eine Zeitlang sitzen, als ob er etwas nachzusinnen hätte. Julie zog aus diesem Sitzenbleiben ein böses vorbedeutendes Zeichen; sie dachte an das Gorgonenhaupt, das ihr aus den Papieren entgegen starren würde. Sie ging mit Schritten, an denen schwere Bleygewichte hingen, den Hügel hinan; aber ihr Mann stürzte ihr mit einer muthig-frohen Miene entgegen, und rief: „Dein Vater ist ein edler Mann, ein sehr edler Mann, und ich allein will die Sache für ihn ausfechten! Es ist nichts als ein tückischer Spitzbubenstreich eines — zum Teufel! ja! eines verächtlichen Menschen! Ihr' könnt' die ganze Jammer- und Freudengeschichte lesen. Sie wird Euch das Herz mit Freude füllen, und das Auge mit Thränen."

Er gab dem Fräulein die Papiere; er selbst ging tief in den Park. Die Frauen setzten sich auf den

Hügel. Die Mutter las vor. Dieß war der Inhalt der Papiere:

„In Schweden lebten in angestammter alter Ehre und einfacher Pracht, nur reich durch die Liebe der Nachbarn und Unterthanen die Grafen Drakenſten in Herjedalen auf dem alten Stammschloß, das nahe an Norwegens Gränze in den Alpen lag, weit hineinleuchtend in das Land mit den Thürmen und Mauern, und gefeyert und besungen durch die Sagen von Fürstenwürden, die in dunkeln Zeiten die Grafen geerbt und verdient hatten.“

„Ein jüngerer Sohn des Grafen kam nach Deutschland, heirathete die reiche Erbinn eines Freyherrn von Bonner. Er erhielt die Güter des Freyherrn, die fast ein Fürstenthum waren, zu Lehn; und da er selbst keine Hoffnung zu Söhnen hatte, auch seine Familie in Schweden. Die Güter fielen an den Grafen Henning; der zweyte Bruder, Graf Gustav, blieb auf der Stammburg im vaterländischen Norden. Der jüngste, Graf Warner, begleitet seinen Bruder Henning nach Deutschland. Graf Gustav heirathete aus dem alten Hause Gyllenborg die einzige Tochter, und in dem unendlichen Glück einer zärtlichen und einer neuen Liebe verließ er die einsame Stammburg nicht. Er hatte einen Sohn, Olof, unsern Troschke, und eine Tochter Marie. Er erzog seine Kinder im ritterlichen Heldensinn und in allen häuslichen Tugenden auf seiner Burg. Der Knabe

Olof lebte unter dem treuherzigen Landvolk im Thal nach seinem Sinn; denn der Vater meinte, daß jede Jugend, besonders des Mannes Stärke und Muth, die Liebe für das freye Vaterland und die Verachtung des Todes nur mit der Freyheit gedeihe, aufwachsen könne, im Leben unter dem Volke, in einem warmen Herzen, als Empfindung, nicht als Lehrsatz im Kopf, den der Lehrer einprägt, und wäre es auch mit den schönsten Beyspielen Griechenlands und Roms."

„Der Knabe erstieg in schöner Freyheit die Gipfel der Felsen, deren Stirn in ewigem Nebel verhüllt ist. Er suchte die Quellen der wilden Fels- und Winterströme auf, er verfolgte im Thale den Irgang des Bachs, durch Seen und Thäler bis ans Meer, und im Winter schiffte er mit dem Landvolk auf den großen hölzernen Eisschuhen von Bach zu See, von See zu Bach, bis er in Tuna stand, wo sein Vater ein Gut hatte, und der Meerbusen mit seinen Pfaden von Eis vor ihm, gegen über die Küste Finnlands wie eine schwarze Wolke."

„Er kam zu Hause von seinen Irrfahrten, von seinen gefährlichen Jagden mit den Wölfen, die des Knaben Muth und sichere Hand mit dem Schießgewehr erlegte, sich schon längst als Mann fühlend, wenn andere Knaben im müßigen Mädchenspiel die Zeit verschwenden, und sein Vater, der in der Jugend eben so frey gelebt hatte, und darum in seinem Hause fast für einen Taugenichts gehalten war,

legte die segnende Hand auf des Knaben Haupt, und ließ sich so des Knaben Tagewerk erzählen. Die Mutter, stark und voll Muth die Brust, weil sie noch ein Herz voll starker Liebe trug, liebte den muthigen Knaben mit unendlicher Mutterliebe, eine Mutter, die weiter keine Freuden kannte, als ihre Kinder, Wohlthaten und Gebeth."

„Da starb ihr Mann, Olofs Vater; und zugleich kam ein Brief aus Deutschland vom Grafen Henning. Er forderte seinen Neffen, den Graf Olof, als den künftigen Erben der Güter, nach Deutschland. Seine beyden Söhne waren gestorben."

„Die Gräfinn konnte sich lange nicht entschließen, das Grab ihres theuren Gemahls zu verlassen, und den so frey erzogenen, muthigen, freymüthigen Olof in die Hände ihres herrschsüchtigen und durch den Verlust seiner Kinder erstarrten Schwagers zu geben. Allein ihre eigene Familie, die Nachrichten aus Deutschland hatte, wie ungern Graf Henning die Ansprüche des jungen Grafen Olofs ehren wollte, wie gern er seine Rechte dem Sohn seines jüngern Bruders, dem Grafen Erik, zugewendet hätte — ihre eigene Familie also redete der Gräfinn zu, ihren Sohn nach Deutschland zu senden, und nicht ihn vielleicht seiner Rechte auf die reiche Erbschaft zu berauben."

„Senden konnte sie den geliebten Sohn nicht; nein, das konnte sie nicht! Sie begleitete ihn selbst;

und so kam die Gräfinn mit ihren beyden Kindern, Olof und Marien, nach Deutschland in dem Hause ihres Schwagers an.“

Die Gräfinn war nicht arm. Denn sie erbte das Vermögen ihrer Mutter. Sie glaubte also mit ihrer Familie unabhängig in Deutschland leben zu können; aber mit dem ersten Schritt in ihres Schwagers, des Grafen Hennings, Hause sah sie, daß es vergebens sey, daran zu denken. Graf Henning war der stolzeste Mann der Erde, und zugleich der allerernsteste; und paßte also durchaus nicht für den Grafen Olof, der jetzt eben noch mehr Freyheit verlangte, als ihm sein Vater gegeben hatte.“

„Der fröhliche Knabe, der in der wilden großen Natur und in der liebevoll gewährten Freyheit jeden Tag anders gebildet hatte, als den gestrigen, dessen junge Seele nichts Schöneres und Höheres wußte, als die immer weiter strebende Bewegung, erstarrte vor dem Anblick des Lebens in seines Oheims Hennings Hause. Das Leben hier schien ihm erstarrt, wie die Natur in seinem Norden. Ein Tag hier im Schloße seines Oheims war das Bild aller dreyhundert fünf und sechszig Tage des Jahrs, ein ganz gleiches Bild des Jahrs, des Lebens.“

„Erstarrt waren die Menschen im Hause; die Bedienten flogen zwar, aber nichts geschah, was nicht gestern auch, was nicht schon tausendmahl geschehen wä. Eine kleine Glocke war der waltende

Gott dieſes Lebens im Schloſſe. Die Glocke beſtimmte die Zeit des Eſſens, des Trinkens, die Bewegung der ſtummen Domeſtiken, das Athmen, das Leben, den Schlaf, die Zeit, alles. Der Zufall ſelbſt, der ſo mächtig herrſcht unter den Menſchen, ſchien hier im Hauſe ſeine Allmacht verloren zu haben. Kein Schmerz, keine Freude konnte hier dem Befehle der Glocke und dem feſten, befohlnen Anſtande in dieſem Hauſe entgegen treten.“

„Der Graf Henning, ſtolz auf ſich ſelbſt, er war ſehr unterrichtet, und ein höchſt redlicher Mann — ſtolz auf ſeinen Reichthum, am ſtolzeſten vielleicht auf ſeine Ahnen und auf ihre Würde, ehemahls in Schweden, war durch Kabale von dem Amte, deſſen er ſich fähig und würdig fühlte, Miniſter zu ſeyn, zurückgedrängt; obgleich der Fürſt dem ſtolzen, redlichen Mann Beweiſe einer perſönlichen Achtung und eines hohen Vertrauens gegeben hatte. So legte der Graf alle Würde, die er, als Miniſter, gehabt haben würde, auf ſein häusliches Leben, gab ihm die Ordnung einer Landesregierung, den Ernſt ſeines Charakters und die Pracht ſeines Reichthums und ſeines Stolzes.“

„Um neun Uhr Morgens erſchien der Graf im vollen reichen Anzuge, den ſchwediſchen großen Orden auf der Bruſt, an der Hand ſeine Gemahlinn, die eben ſo prächtig gekleidet war, im Saal zum Frühſtück, ſo bald die Glocke dazu ertönte. Kein Schmerz, kein Kopfweh, keine Krankheit, ſobald er noch auf-

bleiben konnte, kein Verdruß, Nichts hielt ihn davon ab. Er erschien lächelnd — dieses Lächeln war so metallen wie sein Orden — mit einem kleinen Kopfneigen gegen die übrigen Glieder der Familie, die ihn, den Senior des Hauses, — mehr wollte er den Drackenstens nicht seyn — stehend erwarteten."

„Alle Gesichter lächelten wie seines, im Herzen mochte es aussehen, wie es wollte. Die stummen Bedienten reichten Chocolade umher. Man fragte, wie man geschlafen, und hatte Mühe, hier nicht zu schlafen."

„Dann kam, wer im Vorzimmer war — und der Graf liebte Menschen im Vorzimmer — die kleinen Geschäfte des Tages wurden mit einer Feyerlichkeit abgethan, die das Gute hatte, daß sie jeden Menschen in den Gränzen der Mäßigung hielt; und der Graf wurde wie ein Fürst verehrt von allen seinen Officianten. Sein Reichthum machte viel Menschen nothwendig, und erlaubte viel überflüßige."

„Ein Spaziergang in der Hauptallee des Gartens bey gutem Wetter, wo alle Welt in gränzenloser Freyheit neben, durch, hinter, um einander herging, und die dennoch steifer war, als die Leichenprozession eines Fürsten; bey schlechtem Wetter eine Spazierfarth, eben so frey, und doch wie in Korso langsam, und hinter einander, brachte den Tag und die Lebensglocke bis zum Diner. Man wußte im Dorfe die Minute, wann der gräfliche

Tafeldecker den Deckel von der silbernen Suppen-Terine abnahm, wann die Familie aufstand."

„Armer, fröhlicher Olof, wie willst du dich in dieses holländische ewig wiederkehrende Glockenspiel des Lebens hinein finden?"

„Aber so kleinlich das alles scheinen mochte, so hatte es auch sein Gutes. Die Pracht des Grafen verschwendete, aber die Ordnung sparte wieder, und der Graf hatte zum Wohlthun, und er that wohl, freylich nur fast wie ein höheres Wesen, und nach einer Form; aber kein Unglücklicher seiner Unterthanen verließ ungetröstet das Vorzimmer des Grafen. Kein Beamter wagte es, einen Armen zu drücken. Der Graf war im höchsten Grade gerecht; denn er kam nie in den Fall, leidenschaftlich gegen seine Unterthanen zu seyn. Seine Leute waren alle fleißig; denn die Ordnung macht fleißig, und gibt sogar den Sinn für die Schwere und für das Nützliche."

„Der Graf unterstützte junge Studierende, sogar Gelehrte; sie mußten freylich in seinem Vorzimmer ein paar Morgen gestanden haben. Diese fühlten recht wohl, daß der Graf stolz war; aber sie fühlten sich selbst nicht erniedrigt. Der Graf forderte nie etwas für das Gute, das er that."

„Vor diesem Hause hielt nun die Gräfinn, Olofs Mutter, mit ihren beyden Kindern, Olof und Marie; und in eben der Minute trat der Graf mit seiner Familie unter das Portal des Hauses. Der Graf bückte sich tief gegen seine Schwä-

gerinn, und ſtellte ſie ſeinem Hauſe vor. Dann nahm er des zehnjährigen Olofs Hand, ſagte laut: „„Graf Olof von Drakenſten, Herr von Ritberg, Freyherr von Alweß, Herr der freyen Standesherrſchaft Bruckbach!““

„Er ſagte das ſo vornehm, als ob ein König den Erben ſeiner Krone der Familie vorſtellt; und man begrüßte den Knaben mit einer großern Ehrerbiethung, als die Mutter.“

„Man ging in einer langen Prozeſſion in den Marmorſaal; und die Officianten des Guts wurden zur Vorſtellung vorgelaſſen; und dann erſchien das Dorf, um ihren künftigen Herrn zu ſehen, den Grafen Olof.“

„Alles war feyerlich und freundlich; aber die freundlichen Geſichter bedeckten doch manche Empfindungen. Der Graf Henning ſelbſt fühlte in dem Augenblick, da er den künftigen Erben ſeiner Größe dem Hauſe vorſtellte, mit einer ſchmerzlichen Empfindung den Verluſt ſeiner beyden Söhne; ſchmerzlich und um deſto ſchmerzlicher, da Olof der Erbe war.“

„Henning hatte ſeinen Bruder nicht geliebt, noch weniger liebte er ſeine Schwägerinn. Er hatte die Gyllenborgs gehaßt, und nun dieſes Bruders, und einer Gyllenborg Sohn trat nun in die Rechte ſeiner verlornen Söhne. Und dieſer Knabe ſtand da vor ihm, ſah ihn mit einem finſtern, und doch trotzigen Blick ins Auge; und ſeine Schwä-

gerinn, auf deren Geſicht der Reiz der Liebe, des Glücks, und der Geſundheit lag, ſtand vor ihm ſtolz, wie es der Tochter eines ſchwediſchen Reichsraths gebührt, mit kaltem, mißtrauiſchem Auge.“

„„Wie gefällt Ihnen Deutſchland?““ fragte er ſie.“

„„Ach, alles, was das Leben beglückt, und ſchön macht, habe ich in meinem geliebten Lande zurückgelaſſen, die Aſche meines Mannes, und ſelbſt, wenn ich vergleiche,““ fuhr ſie fort — „„ſo war die Natur dort freyer und größer; und Freyheit und Größe iſt nur ſchön.““

„„So werden Sie hier das Leben ſchön finden; denn man lebt nirgens freyer, als in meinem Hauſe.““

„Aber in dem Herzen von Eriks Mutter, der Witwe von dem Grafen Warner, dem jüngſten Bruder Hennings, brach doch ein Haß mit finſterer Gewalt hervor, gegen die neue Familie, die jetzt eintrat. Die Schönheit der Gräfinn, dieſer ſtolze Gang, der freymüthige edle Blick hätte ſo viel nicht gethan; aber der Knabe Olof, von deſſen blühendem Geſicht, aus deſſen flammenden Augen ein langes Leben leuchtete, bewegte ihr Herz in Haß, in Neid, in Eiferſucht. Sie warf von Olof einen Blick auf ihren Sohn Erik, der ſich ſo eben vor Olof, wie ihm geheißen war, wie vor ſeinem künftigen Herrn niederbeugte; und hätte nicht die lange Gewohnheit den freundlichen Blick ihres Ge-

sichts erhalten, so hätte es der Haß zum Erbleichen gebracht.“

„Armer Olof, wie willst du dich mit deinem Herzen voll schöner Liebe, voll hervorbrechender Wärme in Haß und Liebe in diesen versteckten Haß finden? Selbst Erik, der schon dreyzehn Jahre alt war, und wußte, was es bedeutete, Erbe der Güter zu seyn, fühlte in dem jungen Herzen schon Neid gegen den Verwandten, der seine erstarrten Blicke von dem Oheim schon oft voll unendlicher Liebe auf Erik, den schönen Knaben, gerichtet hatte. Ja, da Erik sich vor ihm bückte, da hielt es Olofs Herz nicht länger aus, er schlang die Arme um Eriks Hals mit einer heißen Liebe und heißen Thränen, als ob er gegen die kalte Pracht seines Oheims Schutz an einem jungen Herzen suchen wollte. Aber der arme Erik, der in dieser Umarmung um seine ganze Rolle kam, die ihn seine Mutter ängstlich gelehrt hatte, nicht zu viel und nicht zu wenig zu thun, gegen den neuen Ankömmling, sträubte sich so sehr in dieser Liebesumarmung, daß Olof sein Gesicht an die Brust seiner Mutter legte, und sie heißer umarmte.“

Stürme aus allen Strichen der Windrose.

„Es war Zeit, daß die Scene des Empfangs ein Ende nahm, sonst hätte Olof und seine Schwe-

ster Marie schon den ersten Tag verrathen, wie wenig sie zum Grafen Henning paßten, wie wenig die Mutter.“

„Man führte sie auf ihre Zimmer, die besten im Hause, nach des Grafen Zimmern; und die gütige Mutter ermahnte nun die geliebten Kinder, die andere Sitte dieses Hauses zu achten.“

„Olof versprach; denn was hätte er nicht seiner Mutter versprochen, und zu halten gemeint. Aber der Anblick der fremden Obstbäume im Garten — es war gerade der Herbst — ließ ihn sogleich alles vergessen. Er stahl sich, zitternd, daß er Jemanden begegnen möchte, die Treppe hinab, in den Garten, und da er das Haus nicht mehr sah, da hatte er alles vergessen. Er kletterte die Bäume hinan, pflückte das schönste Obst, seiner Mutter und Schwester ein angenehmes Geschenk. Er schlich sich zurück, und Niemand sah ihn. So war der erste Tag ihres hiesigen Lebens ruhig vergangen.“

„Die fremde Gräfinn sah einige Tage hindurch den Glockenschlag-den Muschel-Schnecken-Lebenslauf, den chinesischen stummen, abgemessenen Sclavengang des Lebens hier an. Sie hielt den Grafen Henning für einen höchst einfältigen Thoren, und alle Andere hier im Hause für feile Seelen, die sich für Gold zu diesem langweiligen, verrächtlichen Götzendienst verdungen hätten, und erwartete, sie würde bald Spöttereyen auf den Grafen hören.“

„Sie erstaunte, daß sie sich geirrt hatte; denn

die Ehrfurcht, die man dem Grafen erwies, war die höchste Wahrheit. Alle Glieder der Familie, des Hauses, alle Bewohner der großen Güter zitterten, den Grafen zu beleidigen. Sie fühlten alle die tiefste demüthigste Verehrung gegen seinen Charakter; und die am weitesten von ihm abstanden, seine Unterthanen, liebten ihn auch so sehr, als sie ihn verehrten."

„Die Gräfinn stutzte, da sie das alles glauben mußte; aber da sie ihn nicht für einen einfältigen Tropf halten konnte, hatte sie Lust, ihn für einen eitlen Tyrannen zu halten, der allein frey seyn, und alle andere in Ketten sehen wollte. Sie erstaunte aufs Neue; denn er trug die Ketten dieses Lebens nach der Uhr am leichtesten, und seine Bauern durfte Niemand in dem freyen Genusse ihres Lebens stören. Er ertrug von ihnen, was der kleinste Edelmann nicht von ihnen ertragen hätte."

„„Sey er, wer er sey,"" rief die Gräfinn lebendig: —„„ich bin seine Sclavinn nicht. Mein Sohn ist nach dem Gesetz sein Erbe; aber nicht sein Leibeigner;"" und nun halb aus Eigensinn, halb aus Grundsatz unterbrach sie jetzt oft den einförmigen Gang des Schneckenlebens."

„Der Graf bemerkte mit einer feinen Galanterie, daß es ihm nahe gehe, zu sehen, daß eine so theure Verwandtinn sich von seiner Familie absondere, von einer Familie, deren Haupt einmahl der Sohn seyn würde."

„Die Gräfinn erröthete; denn dieser feinen Ar-

tigkeit konnte sie doch keinen Trotz entgegen setzen. Sie entschuldigte mit kleinem Uebelbefinden ihre Abwesenheiten.

„„Ich leide oft sehr, gewiß sehr, an dem heftigsten Schmerz des Podagras; aber das Vergnügen, meine Familie um mich zu sehen, ist größer als der Schmerz, und wenn ich klage, so ist es der Arzt, für den die Klage gehört. Ich habe den Muth, meiner Familie nichts als ein Gesicht voll Liebe zu zeigen.““

„„Ich bin von Jugend auf gewohnt, nichts zu verhehlen.““

„„Das geht mir nah. Denn es ist großmüthiger, das zu verbergen, was Andere nur beunruhigen kann.““ Er küßte ihr die Hand, und setzte freundlich hinzu: „„Sie waren die Freude meines Bruders, meine theure Schwester; Sie sind jetzt die Mutter dieses Hauses, wahrlich das sind Sie! Ich denke, Sie werden auch die Freude Ihres Hauses seyn.““

„Die Gräfinn erröthete. Sie verbeugte sich tief. Sie hielt sich nach der Sitte des Hauses; aber doch nicht lange, doch nicht immer. Sie erlaubte ihren Kindern, besonders ihrem Sohn Olof, was der Graf Henning unmöglich erlauben konnte, die Freyheit zu gehen, wohin er wollte, sogar sich unter die Kinder der Landleute, und in ihre Spiele zu mischen.“

„Da mußte der Graf zur Nothwehr seines ganzen Lebens den Schritt wagen, die Gräfinn zurück-

zuführen. Er ließ sich bey ihr melden. Sie nahm ihn an. Das ganze Haus war bewegt durch diesen Besuch. Niemand wußte, was es bedeutete.“

„„Liebe, gnädige Schwester!““ hob der Graf an — „„„ich wünsche eine offne Erklärung mit Ihnen. Meine Art zu leben mißfällt Ihnen! Rechnen Sie darauf, daß ich sie abändern will, sobald Sie mich überzeugen, daß ich Unrecht habe. Was mißfällt Ihnen denn?“““

„„„Ich bin Mutter, und mein Sohn muß hier jeden Bauernknaben um seine Freyheit beneiden.““

„Der Graf machte große Augen. „„„Madame, jeder Stand hat sein Glück, das sich für ihn schickt. Mag Olof ein paar Jahre die wilde Freyheit des Bauernknabens beneiden! Aber beneidet er ihm auch dann das Leben voll Arbeit, voll Entbehrung, voll Gehorsam gegen alle andere Stände unter den Menschen? gewiß nicht! So lehren Sie Ihren Sohn, Schwester, diesem schwer beladenen Stande die einzige Freyheit gönnen, die ihm gelassen ist. Gut, er ist freyer als Ihr Sohn; das darf der Bauer seyn. Denn die Armuth, das Gesetz, die Knechtschaft, worin er lebt, erlauben ihm wenig Wünsche. Diese Freyheit ist nicht gefährlich. Geben Sie aber bey den Mitteln, welche der Reichthum, der hohe Rang, die größere Klugheit Ihrem Sohne gibt, die Gesetze zu umgehen, oder die Gerechtigkeit blind zu machen, ihm auch die ungebundene Freyheit, zu thun, was ihm einfällt, so — die Macht, Mada-

me, ist selten mäßig. In welchem Stande, Madame, finden Sie denn die großen, lüsternen, feinen Verbrecher? Doch wohl in dem Stande der Großen, denen die Gewalt, der Reichthum wurde! Darum eben soll sich Ihr Sohn gewöhnen, seinen Rang zu achten, seinen Nahmen, seine Ehre, damit diese die Zügel werden den unbändigen Begierden, den gesetzlosen Wünschen, die so leicht zu erfüllen sind, für ihn, nicht für den Armen.""

„Er schwieg. Dann hob er wieder an: „„Er ist zu einem vornehmen Mann geboren: finden Sie es denn unnatürlich, daß ich will, er soll vornehm seyn, er soll sich vornehm gewöhnen? Und eben, weil er Menschen zu beherrschen bestimmt ist, so soll er sich früh beherrschen lernen, damit er seiner Unterthanen Vater und Beschützer werden kann, und nicht ihr Tyrann, und ihr Geißel. Sehen Sie, darum soll er nicht so frey seyn, als die Bauernknaben, weil er ihr Herr werden soll!""

„Er hielt inne. „„Frey! frey! wer ist denn frey, Madame? Nur der Bösewicht, der nichts für ein Verbrechen hält, oder der Tugendhafte, der nichts will, als das Gute. Und wo sind die beyden? die andern bedürfen alle eines Zügels. Madame, Ihr Neffe, Graf Erik, war von Natur, fürcht ich, zu einem Bösewicht bestimmt. Meine Art zu leben, die Sie so lächerlich, vielleicht, finden, hat seinen heftigen Leidenschaften, hoffe ich, für sein ganzes Leben einen Zügel angelegt. Er wird nicht gut seyn;

aber er wird das Böſe nur halb thun; ganz, wenn ſeine Jugend ſein Eigenthum geweſen wäre. Ich wollte Ihnen mein ganzes Herz öffnen, liebe Schweſter! aber die Eröffnung bleibt in Ihrem Herzen.“ “

„Er hielt inne. Die Gräfinn ſagte raſcht: „ „Wenn Eure Excellenz Recht haben, ſo ſind wir Vornehmen zu bedauren; und die Beſtimmung des Menſchen iſt doch Glück; und Glück ohne Freyheit?“ “

„ „Was die Beſtimmung des Menſchen iſt, weiß ich nicht, ſo lange ich auch darüber geſonnen habe; ob die junge Frau in ihrem einſamen Leben das Räthſel des Lebens gelöst hat, mag ſeyn. War es Freyheit, ſo hat die Natur ihr Ziel verfehlt. Glück! es ſcheint ſo. Aber was iſt Glück, Schweſter? Was gebricht Ihnen hier? Welche Klage dürfen Sie führen? Ich gönne jedem hier, glauben Sie mir, das freundlichſte Glück; aber mich dünkt, das heißt kein Unglück, wenn man von Ihnen verlangt, Sie ſollen täglich ein paar Stunden den Wünſchen eines Mannes aufopfern, der — der — der gar nicht glücklich iſt, Madame! nicht halb ſo glücklich, nicht den zehnten Theil ſo glücklich, als Sie, meine gnädige Gräfinn!“ “

„Er hielt ſeufzend inne. „ „So ſey es denn, ich will Ihnen denn mein Herz ausſchütten. Ich verlor meine beyden Söhne an Einem Tage. Alle Freude des Lebens ſchienen mit ihnen unter die Erde zu verſinken. Madame, da ich allein war, raufte der Vater das Haar aus, das der Schmerz grau mach-

te. Aber ich erſchien vor den Augen meiner troſtlos betrübten Gemahlinn gefaßt, und ſie beherrſchte den Schmerz, weil ſie mich ſtark ſah. Mein Erbe war nun Ihr Sohn, Ihr Olof. Ich hatte meinen Bruder, Ihren Gemahl, nie geliebt. Ich will ihn nicht anklagen. Wir paßten nicht für einander; aber darüber darf ich klagen, daß er das Haus ſuchte, was mich tödtlich beleidigt hatte, das Haus der Gyllenborgs, Ihr Haus, Gräfinn! Klagen dürfte ich, wenn ich Sie nicht kennen gelernt hätte, daß er eine Gyllenborg zu ſeiner Gemahlinn machte.“

„Er küßte hier ihre Hand; dann fuhr er fort: „Es koſtete mir hier nur ein Wort, Schweſter, ſo war das Lehn der reichen Güter mein Eigenthum, und ſtatt Ihres Sohnes war Warner, der mich liebte, und ſein Sohn Erik mein Erbe. Auch wünſchte ich das, Frau Gräfinn, und er hätte mich glücklich gemacht. Was mich abhielt, Frau Gräfinn, war das, was Sie ſo verächtlich finden, meine Mäßigung; daß ich mich nicht frey fühlte, alle meine Wünſche zu erfüllen, daß ich mich beherrſchen konnte; die Achtung für meinen Rang, für meinen Ruf. Daß ich Recht that, erbothen ſich Tauſende, mir zu erweiſen. Ich hörte ſie nicht an. Das danke ich meiner Art zu leben; meiner Art zu leben dankte ich, daß meine Verwandten, die eben ſo heftig wünſchten, als ich, es möchte geſchehen, nicht den Muth hatten, zu intriguiren; daß ſie mich genug achteten, und meine Denkweiſe, um ruhig zu ſeyn.“

„Er hob nach einer Pause wieder an: „Sie kamen an, Sie, eine Gyllenborg, Ihr Sohn, ein Enkel der Gyllenborgs. Haben Sie auf meinem Gesichte eine unfreundliche Miene gelesen, Schwester? Kann Ihr Sohn darüber klagen? Habe ich nicht meiner Familie Sie als die künftige Mutter des Hauses, und Ihren Sohn als den künftigen Herrn vorgestellt? Madame, ich liebte Sie nicht, nicht Ihren Sohn, da Sie mein Haus betraten, und hätte auch nur Ihre Ankunft den unglücklichen Vater an den Verlust seiner Söhne erinnert. Aber gerecht war ich gegen Sie. Meine Familie achtet mich, meine Leute achten mich, von Herzen, meine Unterthanen lieben mich. Glücklich bin ich nicht. Ein immerwährender Schmerz einer schleichenden Krankheit foltert mich. Aber ich sage mir: zum Glück hat mich der Herr aller Wesen vielleicht nicht bestimmt, aber gewiß zum Herrn, zum Beschützer, zum Erzieher, zum Vater meiner Familie, meiner Leute, meiner Unterthanen. Herrschen ist schon an sich ein Glück, unabhängig seyn: Sie nannten es sogar die Bestimmung des Menschen. Ich bin unabhängig von dem Willen der meisten Menschen, ich herrsche über eine große Menge. Ich habe mein Glück, das mir bestimmt war. Ich kann nicht alle Arten von Glück fordern. Aber ich fühle um desto mehr, Gräfinn, daß ich mich selbst beherrschen muß, um Andere beherrschen zu können. Ich fühle, daß ich meine Familie an diese Grundsätze gewöhnen

muß, besonders Sie, meine liebe Schwester, und Ihren Sohn, meinen Olof, den Erben meiner Güter, und Gott gebe! den Erben meiner Tugenden, aber nicht meines Unglücks. Und so werden Sie, eine junge Frau, leicht die gutmüthigen Schwachheiten eines unglücklichen, gewiß sehr unglücklichen alten Mannes übersehen, und seinem Wunsche leicht eine Stunde täglich schenken können!"

„Denn," setzte er auf einmahl mit starren Augen hinzu — „glauben Sie mir, man wünscht es vielleicht sehr, recht sehr, daß Sie nicht so großmüthig seyn werden. Aber mir gebiethet die Pflicht, meine Ehre, daß Sie nach meiner Frau mir unter allen die Nächste sind. Ich habe Ihnen den Beweis gegeben; ich habe Ihnen mein Herz geöffnet, und — Sie weinen?"

„Ja, mein theurer Schwager, und von jetzt an, wenn Sie wollen, mein Vater, ich weine Thränen der Reue, daß ich nur einen Augenblick lang Ihr edles schönes Herz verkennen konnte." Sie legte ihr Haupt an seinen Busen. Sie nannte ihn in der Wärme ihres Gefühls sogar du. Der Graf schüttelte den Kopf über diesen Erguß einer so wunderbaren Wärme. Er war fest überzeugt, seine Unterredung wäre vergebens gewesen. Er hatte Recht; aber nur nicht auf der Seite, wo er dachte."

„Die Gräfinn versäumte keinen Morgen mehr das Frühstück, empfing den alten Herrn am Tisch, war immer mit der höchsten Pracht gekleidet, als

wollte sie zu Hofe fahren. Sie versäumte nichts von allem, aber sie gewann die Liebe des Grafen nicht; denn in ihrer Lebendigkeit stieß sie doch zuweilen eine kleine Spötterey hervor auf dieß langweilige närrische Leben im Hause."

„Aber hätte sie auch die Liebe des Grafen gewonnen; ihre Kinder doch nimmermehr. Eriks Schwester, die nachherige Gräfinn Alten, war ein schönes Kind. Ihre Mutter, eine stolze, an einem deutschen Hofe erzogene, Frau, die wußte, wie viel Schönheit im Leben gilt, that alles Mögliche, diese schöne Blüthe des Weibes bey ihrer Tochter in der größten Vollkommenheit zu entfalten. Das Kind war noch niemahls ohne ein paar Gesichtsschleyer und zehn Flügeldecken für die Haut auf Hals, Brust und Hand in der freyen Luft gewesen. Das Kind hatte noch nie den Anblick des Himmels, ja noch nie den Anblick der Natur gehabt, außer was sie davon durch den verdoppelten Flor erlauschen konnte. Den Wagen, in dem sie mit ihrer Mutter bey der täglichen Spazierfahrt fuhr, verschlossen Fenster und um die zarte Haut des Gesichts vor jedem Luftstoß zu bewahren, verschlossen an der Seite, wo die kleine Gräfinn Elise saß, hölzerne Schiebe und seidene Vorhänge wieder die Fenster, die den Strahl der Sonne nicht abhielten."

„Das unglückliche Kind hatte noch nicht das erfreuliche Licht des Lebens, die Sonne, gesehen, auch nicht den Lebensathem der Natur, den Wind, ge

fühlt, die ſtille, heilige Göttinn, die Nacht, mit dem Sternenkranze, und den ſanft leuchtenden Mond als Diadem auf der Stirn, hatte noch nie das Mädchen rings umgeben. Durch doppelte Glasſcheiben hatte ſie den Himmel, die ewigen Sterne, die hohe Natur, und Gott geſehen. Wohlriechende Handſchuhe, durch Pomade geſchmeidig, bedeckten Tag und Nacht Arm, Hände, Finger, und wurden nur dem Oheim zu Ehren ein paar Augenblicke abgelegt, wenn das Kind dem Oheim die Chokolade brachte.“

„Sie kannte kein Waſſer, als Roſenwaſſer, womit ſie ſich waſchen ließ, and das war noch dazu jedesmahl lau, und verſetzt mit Mandelmehl, um die zarte Haut nicht zu verletzen. Ein heller, friſcher Strom, ein durchſichtiger See mit Ulmen umkränzt auf dem Gute, die Lebensadern und das Auge der Natur, waren ihr ſo fremd, als andern Kindern der ferne Ocean. Ihr Fuß, in Windeln geſchloſſen, hatte nichts Härteres betreten, als die weichen Teppiche ihres Zimmers und des Eß- und Geſellſchafts-Saales. Ein Bedienter trug ſie die Treppe hinab, und an den Wagen.“

„Im Garten ging ſie auf dem feinen engliſchen Raſen, wenn's ganz trocken war, oder ſie blieb im Zimmer. Sie kannte die Welt aus Bildern, die Menſchen, die Gewerbe, die Nationen, alles aus Bildern, nur ihre Familie nicht, nur die Künſte nicht, die ſchönen und die verderblichen. Eine Sängerinn aus der Hauptſtadt lehrte Eliſen Verſe und

Prosa lesen, lehrte sie gehen, tanzen, sich beweg
lehrte sie singen. Eine Französinn und ihre Mut
selbst lehrten sie die Sprache, welche der Stolz
deutschen Höfe war. Ein Musiker gab ihr Unt
richt. Ein Hofmeister, der vortrefflich bezahlt w
de, unterrichtete die junge kleine Gräfinn in den sc
nen Wissenschaften, und von allen Kenntnissen g
er ihr so viel, daß sie über alle Gegenstände geläu
fig reden könnte, wenn sie nun endlich auftreten sc
te, in dem Leben, wofür sie bestimmt war.
Menschen- und Weltkenntniß war ihre eigene M
ter ihre Lehrerinn."

„Anstand, Grazie, Schein waren die drey W
te, die den ganzen Unterricht enthielten; und d
Kind, das noch nicht den Himmel gesehen hat
kannte die Macht der Schönheit auf die Män
recht wohl, und sann nach, was ihre Mutter w
unter der Liebe verstehen möchte, von der sie so
redete."

„Das war Elisens Erziehung, und der G
empfahl der Schwedinn diese Erziehung für i
Marie. Aber die Mutter schauderte zurück;
da der Graf ernster darüber redete, so ergriff
lebhafte junge Frau ihre Tochter, hielt sie dem G
fen entgegen, und rief: „Und müßten Blattern
häßliche Mahle die Haut dieses Kindes entstelle
so entzieh ich dem Auge meiner Tochter den Him
nicht, den Anblick der Natur nicht, den Anblick G
tes ihres Schöpfers, ihres Vaters nicht. N

wissen soll sie, warum die Völker die Sonne, die Sterne als Götter anbetheten; wissen soll sie, wie erquickend in der Hitze das Wasser und der Athem der Natur der kühle Wind ist. Um den Preis, Herr Graf, möchte ich ihr keine Königskrone erkaufen; und müßte sie auf dem Felde ihr Leben mit Arbeit ernähren. Sie soll wissen —" rief sie mit rollenden Thränen und lautem Schluchzen, erbittert und scharf — „daß sie ein Mensch ist, und daß Gott sie zum Genuße eines menschlichen Glücks bestimmt hat."

„Der Graf bückte sich höflich; aber die Heftigkeit der Frau, womit sie seine gutgemeinten Vorschläge erwiederte, erbitterte ihn doch. „Konnte sie das nicht mit ruhiger Würde sagen?" meinte er.

„Die Schwedinn verhehlte gar nicht, was sie von dieser Erziehung dachte. Elisens Mutter schien mäßiger; aber ihre Rache war hart, sie klagte nur dem Grafen Hennig die Heftigkeit ihrer Schwägerinn, und rettete den Anstand der Verwandtinn."

„Die Schwedinn, wahrlich ein edles Weib und entschlossen, gut zu seyn, sah den Geist der Zwietracht sein Gift über das Haus ausschütten, und sie that dem Grafen den Vorschlag, sich mit ihren beyden Kindern von ihm zu trennen. Der Graf aber warf den Vorschlag, der zweifelhaft machte, ob er sein Haus zu regieren verstände, weit weg. Wenigstens vorlangte er den Sohn der Gräfinn, der, wie er meinte, als der künftige Herr des Hau-

ses; dem Hause mehr gehörte, als der Mu
So mußte alles beym Alten bleiben; dazu kam n
daß die kleine Marie in ihrer Freyheit, unter E
ne und Mond, schöner und frischer aufblühete,
die Gräfinn Elise in ihren Mumienbani
und in ihrem Mumienkeller. Der Graf ko
te sich nicht enthalten, seine Hand auf den gold
Lockenkopf des Kindes zu legen, wenn sie froh
her hüpfte, und ihm Biskuit zu seiner Choko
brachte. Sie plauderte so lieblich, kindlich-unsch
dig, sie schmeichelte so unwiderstehlich, sie sang
so viel Freude Trepp auf Trepp ab, daß sie A
das Herz stahl, weil sie überall war, überall
flog und brachte dem Oheim sein Rohr mit dem
denen Knopfe, oder der Tante den Sonnensch
beym Spaziergange, ehe ein Bedienter nur wu
was fehlte."

„Die deutsche Gräfinn sah sich gezwungen,
nige Mumienbanden, einige Flügeldecken ihrer El
abzunehmen, damit Marie nicht jeden Triu
gewönne; aber eben das schärfte ihren Haß ge
die Fremde, die ohnehin schon ihrem Sohn die
che Erbschaft nahm."

„Es wäre längst zu einem offenen Kriege
kommen, wenn nicht die Ehrfurcht vor dem Graf
und sein Plan, den er bekannt gemacht hatte,
Deutsche in der Gränze des kalten Anstandes zu
gehalten hätte. Elise war dem Grafen Olof
stimmt, und Marie dem Grafen Erik. T

sen Plan belächelte die Schwedinn. Es waren noch Kinder. Aber die Feindschaft zwischen den beyden Müttern wurde immer schärfer."

„Die junge Gräfinn war noch immer sehr schön, obwohl sie Mutter von zwey Kindern war; ihre Schönheit erhielt einen größern Reiz mehr durch die Unbefangenheit, durch die Unschuld, durch die Einfachheit ihres Benehmens. Sie zog aller Herzen an. Ihre Schwägerinn, die sehr schön war, hatte nichts übrig behalten, als eine große königliche Figur, und einen edeln Anstand, der nur fein war, nicht steif. Sie war stolz darauf. Sie redete oft von dem Alter und der Würde des deutschen Adels und dem Range einer Hofdame. Die Schwedinn lächelte dazu, und schwieg. Aber da die Deutsche einmahl spitz sagte: „Ich weiß nicht, Frau Schwester, ob Ihre Marie bey dieser Erziehung emahls den Anstand haben würde, Hofdame zu werden;" antwortete die Schwedinn: „Den soll sie nicht haben! Es mag Ihnen ehrenvoll scheinen, einer Fürstinn Gesellschafterinn zu seyn; die Gyllenborgs sind gewohnt, die Wächter des Throns und des Königs zu seyn. Sie haben wohl Kronen vergeben!" Und dabey stand die demüthige Frau zum ersten Mahl selbst wie eine Königinn da, und auf ihrer Wange zeigte sich die Wärme, womit sie das sagte."

„Die Schwägerinn erblaßte, sie wendete ihr Auge, aus dem der Zorn hevor strahlte, zum Schutz auf den Grafen; aber der Graf, in dessen Brust

der Schwede noch nicht erstorben war, sagte: „Ja liebe Schwester, wenn das königliche Haus i Schweden ausstürbe, so könnte ein Gyllenbor König werden, oder selbst da die kleine Mari Königinn."

„Der ehrgeizige Graf schmeichelte sich selbst; abe er warf nun mit den Worten die brennende Fackel des unversöhnlichen Hasses in den Busen der ehe mahligen Hofdame, die auf einmahl einen unendli chen Abstand des Ranges zwischen sich und der Schwe dinn sah."

„Der Graf gab indeß die Hoffnung nicht auf seine junge Schwägerinn noch für sein prachtvolles ruhiges, eintöniges Leben zu gewinnen; aber e war unmöglich: denn seine Schwägerinn trug in ih rem Herzen ein noch prächtigeres Leben, das Lebe des Ideals, das aus der Erinnerung und der Hoff nung bestand, der Erinnerung an ihre schöne Ju gend, an ihre erste Liebe zu dem Grafen, ihrer Gemahl, an das Schäferleben auf ihrem Gute i Herjedalen im kurzen Sommer, und an da genußreiche Leben der frohen Gesellschaften, de Jagden, der Reisen, der Erziehung ihrer Kinder und ihres eigenen Herzens, durch Lektüre im Win ter; der Hoffnung, daß ihre Kinder eben die Selig keit finden sollten im Leben durch die Liebe, durc die Unabhängigkeit, durch die schöne Einsam keit in der Natur und der Hoffnung, ach, der ho hen Hoffnung, daß nach dem Leben sie den Man

wieder finden würde, von dessen Grabe sie ein hartes Geschick getrennt hatte. Wie konnte sie dieses himmlische Geisterleben hingeben für die todte, unbewegliche, kalte Pracht des Grafen! Wie wollte sie ihren Kindern dieses unendliche Glück, das sie gefühlt hatte, entziehen!"

„„Nein nimmermehr!" rief sie, und schloß schluchzend ihre beyden Kinder an die tief bewegte Brust — „und müßtet Ihr, ungeehrt von Menschen, unter den Sorgen des Lebens Eure Tage zubringen. Ein Augenblick meiner Seligkeit, ein Augenblick meiner himmlischen Liebe ist mehr werth, als der ganze Reichthum Eures Oheims, o des unglücklichen Mannes!"

„Und von diesem Augenblick an, gereitzt von dem grellen Widerspruch ihres jetzigen Lebens mit ihren Idealen, erbittert durch den Haß ihrer Schwägerinn, war sie entschlossen, ihre Kinder nach diesen Grundsätzen allein zu erziehen."

Der Haß geht auf.

„Es wohnt in des Menschen Brust ein gewaltsamer, blinder Geist der Zerstörung, der Geist des Trotzes; die Menschen nennen ihn das blinde Schicksal, sie wissen nicht, daß er in ihrer Brust wohnt. Er ist schlimmer als Haß: der Haß zerstört nur fremdes Glück, der eigensinnige Trotz das eigene Glück. So ging es in dem Hause des Grafen Henning

der Schwedinn. Hätte sie nicht den Entschluß gefaßt, ihre beyden Kinder nach ganz entgegengesetzten Grundsätzen zu erziehen, so hätte alles gut gehen können."

„Denn ihre beyden Kinder bemächtigten sich nach und nach mit ihrem freyen Muth der Herzen aller Menschen im Schloß, auch des Grafen. Des Grafen Plan war eine Doppelheirath der Kinder, so bald sie erwachsen wären. Jedermann wußte diesen Plan, alle billigten ihn; und so mußte Eriks und Elisens Mutter nach und nach die Kinder der Fremden als ihre eigene ansehen; der Haß wäre vergangen unter schönern Wünschen, unter bessern Hoffnungen, unter Liebe. Aber Olofs Mutter, schon gereitz, fand den Plan des Grafen despotisch."

„Er, der Graf, wollte sich anmaßen, er, ein Fremder, den Herzen, der Liebe ihrer Kinder zu gebiethen, was sie, die Mutter, sich nicht anmaßte! Sie fühlte die geheime Lust, den Plan des Grafen zu zerstören, und die junge lebendige Frau hielt es nicht hehl, daß sie diese Lust hatte."

„So wurde hier ein Herz gegen das andere gekehrt. Olof hätte sich vielleicht unter den ehrwürdigen Stolz seines Oheims gebeugt, wenn man der Gehorsam nicht zu hart als Nothwendigkeit gefordert hätte. Der Knabe wollte geben, und seine Verwandten wollten ihm entreißen, was er frey geben wollte Seine Schwester Marie war eben so, nur daß ihr Geschlecht den freyen Sinn des Mädchens hall

verhüllte. Und so kam es zuletzt, daß der Graf, obwohl mit Widerwillen seine Einwilligung gab, daß die Schwedinn mit ihren Kindern das große Gartenhaus im Park bezog, wo sie für sich allein lebte.“

„Der Graf zürnte tief in der Seele über die eigensinnige Frau, die so wenig dankbar dafür war, daß er ihren Sohn zu seinem Erben eingesetzt hatte. Im ersten Augenblicke des Unmuths flogen ein paar drohende Worte über seine Lippen, daß Graf Erik ihm in der Erbschaft so nahe wäre, als Olof. Eriks Mutter hörte die Drohung, und in ihrem Herzen wurde auf's Neue die Hoffnung lebendig, daß ihr Sohn dennoch Erbe werden könnte, wenn Olof fortführe, des Grafen Zorn brennend zu erhalten; und thäte er das nicht, so war sie fest entschlossen, fleißig zuzuschüren.“

„Die Schwedinn erfuhr die Drohung des Grafen; denn der Graf wollte, daß sie sie erfahren sollte. Sie sagte nichts, als mit dem Stolz einer Königinn: „„Mag er, wenn er darf! Olof soll nicht mit einer Kette am Arm und Fuß das Erbe erkaufen! Sein kleines Erbe in Schweden, das seine Vorfahren sich mit Tugenden erkämpft haben, ist ehrenvoller, als das Fürstenthum in Deutschland, das unserm Hause ein Weib schenkte.“

„Der Graf wußte die Antwort, und mit Zusätzen, eine Stunde darauf wieder. Er lächelte, er sagte: „„„Sie denkt, wie ein Gyllenborg denken soll!“““ Aber die Wunde eiterte doch in

seinem tiefsten Herzen. Aber sein Herz eiterte nicht allein; in aller Herzen ging der Haß auf, der hier giftiger war, weil jeder ihn unter der Maske der freundlichsten Höflichkeit tragen mußte."

„Es war wahr, das Haus der Schwedinn war ganz und gar das Gegentheil von des Grafen Henings Hause. Die Glocke hatte keinen Theil an dem dortigen Leben, sondern — die wildeste Unordnung, sagte der Graf. Die beyden Kinder lebten mit den Domestiken sogar, die beym Grafen nur mit Blicken und Winken, nicht mit Worten regiert wurden, im schönen Vertrauen des Kinderherzens. Olof, der von Schweden her gewohnt war, unter dem Landvolk zu leben, war zuweilen im Dorfe, unter den Landleuten, als Zuschauer des Erntefestes, der Weinlese; und, hingerissen von der allgemeinen Luft und von seiner Brust voll Liebe, sprang er zuletzt unter den frohen Haufen, und führte den Tanz auf mit der hübschesten Bauerndirne."

„Der Graf ließ am andern Tage Olof hohlen. Olof fühlte auf dem Hinwege zum Grafen sein Unrecht wohl, seine Unbesonnenheit; aber da der Graf beym Empfang des Knaben Thorheit niedere Gesinnung hieß, vor der seine Verwandten erröthen mußten, da mußte Olof sich vertheidigen, und vertheidigte sich mit Lebhaftigkeit. Das war ein neues Verbrechen, Vertheidigung statt Unterwerfung, woran der Graf gewöhnt war. Der Graf kündigte dem jurgen

Menſchen in einer feyerlichen Verſammlung der ganzen Familie Stubenarreſt auf drey Tage an.“

„Der Graf wollte ein Schauſpiel aus der Sache machen. Seine Gemahlinn hatte den Auftrag, Olof zu bereden, ſeinen Oheim um Verzeihung zu bitten. „„Mir geſchieht Recht oder Unrecht,““ ſagte der vierzehnjährige Knabe recht laut — „„das kann ich nur entſcheiden. Aber ich muß, weiß ich.““ Er ging auf das Zimmer, was ſein Oheim ihm angewieſen hatte.“

„Der Graf ſah wohl, daß des Knaben Betragen ſo übel nicht war; aber er fühlte dennoch in ſeinem Innern einen Widerwillen gegen ihn. Die ganze Familie theilte mit dem Grafen den Unwillen. Sie warfen alle ängſtliche und ehrerbiethige Blicke auf den beleidigten Herrn des Hauſes. Er ſagte lächelnd zu Olofs Mutter: „„Dieſe unwürdige Scene, Madame, haben Sie zu verantworten!““

„Die Mutter, die den Ehrgeiz ihres Sohnes kannte, die wußte, mit welchen Empfindungen der Reue und der ſelbſt bewußten Schuld, mit welchen weichen, aufgelöſten Empfindungen Olof zu ſeinem Oheim gegangen war, und die wußte, welche ſchmerzvolle Gefühle des erlittenen Unrechts die Seele ihres Olofs jetzt fühlen mußte, vertheidigte ihren Sohn mit der Stärke der Mutter. Sie nannte den Sohn unſchuldig, und ihren Schwager grauſam.“

„Solche Kleinigkeiten waren es, welche die Herzen immer weiter trennten, und jede Seele mit Ei-

genſinn, Widerſtand, Troß, Unwillen und Haß füllten.“

„Aber über die junge Welt hielt ein beſſerer Geiſt ſeine Hand, daß der Haß nicht auch ihre Herzen füllte. Die Gräfinn Eliſe war in ihrem Glashauſe, in ihrem Mumienkaſten dennoch aufgeblüht, wie die ſchönſte Blume an der Bruſt des Frühlings, unter dem Einfluſſe der Sonne und der Luft. Die Natur hatte ſie zu einer Grazie gemacht; die Kunſt hatte ſie nur verſchönert. Sie war jetzt zwölf Jahre, ſie ſchien faſt ganz herangewachſen.“

„Die Mutter gab ihr nun mehr Freyheit, und ſelbſt die Schwedinn erſtaunte über den lieblichen Reiz des jungen Mädchens, über ihre natürliche, unbefangene Güte. Sie hätte Eliſen geliebt, wenn ſie nicht die Tochter ihrer Mutter geweſen wäre. Sie zog noch mehrere Herzen an ſich. Mit Olof war eine Veränderung vorgegangen, ſeit Eliſe, von ihrem Schleyer entbunden, in der freyen Luft erſchien.“

Er kam ungebethen in die Geſellſchaft ſeiner Verwandten, er hing ſich an die langſame Wallfahrt des täglichen Spaziergangs. Er unterwarf ſich dem ſtarren Geſetz des Theetrinkens. Er war beſſer und ſorgfältiger gekleidet. Der Graf meinte, ſeine Majeſtät hätte den jungen Menſchen zahm gemacht; aber nein: es waren die Reize Eliſens, ſeiner Muhme, die er nicht anders ſehen konnte, als in der Geſellſchaft ſeines Oheims.“

„Elise hatte schon längst einen kleinen Theil an Olof genommen. Das arme Mädchen haßte die Gefangenschaft, worin ihre Mutter und ihre Verwandten sie hielten. Sie beneidete Marien die Freyheit, die sie hatte, wenn sie sie durch die doppelten Fensterscheiben im Garten gehen, laufen, springen sah. Sie wünschte nur einmahl, auch so ohne ihre Tanzmeisterinn, springen zu dürfen. Wenn ihre Verwandten von Olofs Widersetzlichkeit mit Unmuth redeten, so nahm sie ihn schweigend in Schutz. Sie fühlte eine Achtung gegen den Knaben, der sich ertrotzte, was ihr Bruder nur heimlich wünschte, und Olof beneidete, — die Freyheit."

„War Olof bey ihrem Bruder, hörte sie seine Stimme, so öffnete sie leise die Thür, damit sie hören konnte, was Olof erzählte, und sie horchte mit Freuden; denn Olof erzählte von seinen Schnee- und Eisfahrten in Schweden, von seinen Streifzügen im wilden Gebirg; erzählte, wie er oft den Weg verloren, eingeschlossen von pfadlosen Klippen und stürmenden Winterbächen, wie er da von Fels zu Fels gesprungen, wie das flüchtige Eichhorn seiner Wälder, bis er muthig und froh das Leben sich gerettet hatte."

„So hatte sie ihn oft erzählen hören; und sie sah sogar durch die Oeffnung der Thür, wie sein Auge funkelte beym Andenken der besiegten Gefahr, wie seine Wange sich in den schönsten Purpur tauch-

te, und das blaue Auge in noch schönere Thränen, wenn er von dem Grabe seines Vaters redete, von der Liebe seiner Mutter, von den schönen Spielen mit Marien im heimischen grünen, lebendigen Thal; und eben dieses Kind, das da mit dem lächelnden Gesichte horcht, jetzt lächelt, jetzt weint, bey der Erzählung im andern Zimmer, eben dieses Kind hört von der unbedachten Mutter, daß dieser Olof einst ihr Gemahl werden wird; hört mit kindischem Lächeln den Rath, daß sie ja alles thun soll, um die Blicke des Knaben auf sich zu ziehen, und seine Neigung."

„Das alles ist schon in Elisens Herzen, das früh von der Mutter über sich selbst unterrichtet wurde, vorgegangen, und nun, nun erscheint sie endlich — das war ihr lang ersehnter Wunsch, die schon erlernten Künste einmahl gebrauchen zu dürfen — endlich erscheint sie in der Welt, in der Gesellschaft, entschlossen, des schönen Triumphs der männlichen Huldigung in der ganzen Ausdehnung zu genießen, und eben so fest entschlossen von ganzem Herzen, den Mann zu lieben, der sie liebte, und neben das Mädchen, mit dem verlangenden Herzen, trat nun mit scheuer, verborgener Neigung, die sie allein merkte, der Jüngling, dem ihre Hand bestimmt war."

„Freylich geboth ihr der Anstand ihrer Familie, der strenge Befehl ihres Oheims, die buhlerische Lehre ihrer Mutter und der sichere Wink der Natur, tief

zu verbergen, was sie sollte, was sie gelernt hatte, und was sie anfing, zu fühlen; aber der Instinkt lehrte sie dennoch, mit der Miene der höchsten Gleichgültigkeit, mit ein paar Blicken, mit einer Bewegung ihrer Arme, mit dem Anfange eines Gesanges, mit dem Accente auf einem Worte, so oder so, unsichtbare Fäden um sein Herz zu schlagen, den Wunsch in seinem Herzen zu erwärmen, und eine ferne Hoffnung mit lebendem Hauch anzuathmen."

„Ach, schon dieß, daß sie die Waffen nun gebrauchen durfte, die jedes Weib nach ihrer Mutter Lehre führen muß, war ihr ein Triumph, und ihr ganzes Wesen wurde nun eine kindische Buhlerey gegen Olof, die Niemand merkte; Olof am wenigsten."

„Elisens Herz war nicht verdorben; denn es trat jetzt erst ins Leben; aber ihr Kopf war von der Mutter verdreht, die am Hofe mit den Künsten der Buhlerey die erste Rolle gespielt hatte. Sie heirathete nachher den Grafen Warner, ohne ihn zu lieben. Sie hielt die Liebe höchstens für einen schönen Schleyer über ein Auge voll Begierde, und über von Lust glühende Wangen. Sie hatte mit Elisen viel von Liebe geredet; aber wie es immer geht, die widersprechendsten Dinge, so daß Elise die Liebe für ein schönes Spiel der Buhlerey hielt, und für ein schönes Räthsel, dessen Auflösung, das sah sie wohl, ihre Mutter verschwieg."

„Mit dem Worte „Mann" hatte die Mutter wiederum so viel finstere mißtrauische Vorstellungen verbunden, und dennoch, wie das wieder immer so geht, so viel Tugenden von Elisen für den Mann gefordert, daß Elise wohl that zu glauben: man muß einen Mann haben, wie man Vermögen haben muß; aber an dem Worte „Mann" hing ein Nebenbegriff, der eben nicht lachend war. Kurz, die Mutter hatte, so viel sich's thun ließ, um die zehn Gebothe ganz in ihrem Unterrichte durchschlüpfen zu lassen, ihrer Tochter Kopf völlig verdreht. Elise war entschlossen, des einzigen weiblichen Triumphs, den sie kannte, zu genießen; und das allein mußte ihre Phantasie sammt dem Gefühl an Olof knüpfen; denn er war der Gegenstand ihres Triumphs."

„Die unschuldige Jugend, die leichte Freude gab ihrem Spiel einen so zauberischen Reitz; ihre, in der That höchst sorgsame Erziehung hatte ihr so viel Talente gegeben; sie war so reitzend, daß sie den Jüngling, der eben auf der zauberischen Gränze stand, wo das Herz sich zuerst bewegt, und das ganze Leben ausfüllt, wohl mit aller Kraft anziehen mußte. Das Ideal, das in seinem Herzen, wie eine neue Welt im Meer, vom Feuer empor gehoben wird, entstanden war, das Ideal, das seiner Mutter Erzählungen von ihren seligen Tagen, von ihrer ewigen Liebe — auch sie erzählte ihren Kindern, und richtete ihre Blicke auf ein Ideal, das sie selbst nicht

gekannt hatte, und das sie nur träumte — diese Erzählungen der Mutter mahlten das Ideal in Olofs Brust bis auf die kleinsten Züge aus, und das Ideal stand nun, in Elisens schöner Gestalt verwirklicht, vor seinen Augen.

„Sie war das Bild der heiligen, heitern Unschuld der Jungfrau. Elisens Stirn war die offne, hohe Stirn der reinen einfachen Seele, auf die das Leben noch keine Falte des Unmuths, auf die die Schuld nie eine Falte der Reue und der Strafe ziehen wird. Dieses Gesicht, weiß wie die Lilie, und erröthet wie die Rosenknospe, die sich schamhaft öffnet; dieses fromme Auge, blau wie der Himmel, mit den langen Wimpern halb bedeckt, wenn er hinein sah, dieser feine Mund, der nichts hatte als das Lächeln der stillsten Liebe, und diese seine Gestalt, die daher schwebte, nicht ging, wie ein Engel, der eben empor schweben will in die Himmel — ach, sie war der Engel selbst; und könnten Engel wie Menschen lieben, sagte Olof zu sich selbst; so ist Elise das Ideal der Engel, wie meines."

„Aber je mehr er so dachte, desto mehr zog er sich in eine ehrerbiethige Ferne von seiner Muhme zurück. Das reitzende Mühmchen hingegen konnte sich zu seinen Idealen nicht erheben; aber die Liebe hob sie dennoch bald über ihr schönes aber niederes Land der Lockungen und der Triumphe hinweg. Sie sah rings umher; unter allen Männer und Jünglingen, die sie um sich sah, sah sie nicht einen, wie

Olof. In allem, was er that, erkannte sie den Mann. Dort ging er neben ihrem Bruder; sein Gang war Leben, ihres Bruders Gang Kunst. Das Pferd hatte unter Olof Flügel und Muth; die Andern ritten.“

„Was ihre Verwandten für Fehler hielten, erkannte sie für die Tugenden des muthigen Jünglings der nur in der Freyheit unendlichen Räumen sich bewegen kann. Ihr Herz fing an, für ihn zu schlagen; und mit dem ersten Schlage ihres Herzens für den edlen Jüngling fand sie auf einmahl alle ihr Künste erbärmlich, und ihre Triumphe verächtlich.“

„Jetzt erst mit diesem träumerischen Auge, mit diesem Liebreitz des weichen Lächelns, mit dieser schönen Bewegung in der Brust, die zum ersten Mahl etwas Menschlichem das göttliche Geschenk der ewigen Fortdauer gab, der Liebe! wurde sie fast das Ideal, das er träumte. Sie lockte ihn nicht mehr an sich, und eine geheime Kraft zog ihn jetzt desto inniger an sie. Sie wollte keinen Sieg mehr über ihn; und jeder sanfte vertrauenvolle Blick, den sie, seinen Sieg erkennend, auf ihn warf wurde ein schönerer Sieg, ein himmlischer Triumph. Sie näherten sich immer mehr, und ihr Annähern wurde der Familie sichtbar.“

„Olofs Mutter warnte ihn, und Olof brach in das höchste Lob Elisens aus. „„Olof, das Mutterauge täuscht sich nicht; des Liebenden Aug

immer,"" sagte die Mutter, — ,,,traue mir Olof. Meine Hoffnungen haben aufgehört, meiner Kinder Hoffnungen sind die meinigen geworden. Elise kann dich nicht glücklich machen, mein Sohn!"""

„Olof stutzte. Er versprach, aufmerksam zu seyn. Er war's; aber er sah, je schärfer er beobachtete, die Heilige in Elisen, und der Jüngling hatte nicht ganz Unrecht; die Liebe hatte Elisens Seele weit geöffnet, und erhoben, und der himmlische Strahl seiner Liebe brach sich in ihrer Seele, in schönern Farben."

„Elise und Olof hatten sich genähert, näherten sich immer mehr; und da die ganze Familie ihnen lächelnde Blicke zuwarf, so wurde die stille Liebe bald Vertrauen und Freundschaft, was Olof wünschte. Denn die reinste Liebe eben möchte, wäre es möglich, aus der Liebe eine Freundschaft machen, um ihres himmlischen Ursprungs desto gewisser zu seyn."

„Elise that nun einen Blick in die Seele des jungen Menschen, und sie fuhr bestürzt zurück über die neue Welt, die sie sah. Und er ließ sie ganz hinein sehen, in die unendlichen Tiefen seiner Seele, erstlich, weil er der Geliebten nichts verbergen durfte; zweytens, weil ja keine Schuld in seiner Seele lag, sondern der hohe Vorsatz, jeden Ehrenkranz der Tugend nicht allein, sondern auch jeder Entsagung zu verdienen. Sie sah den festen Heldengeist, vor dem der glänzende Himmel des

Ideals ſich noch nicht zu einer grauen Regenwolk entfärbt hat; vor dem die Natur noch: die Tugend die Wahrheit, die Schönheit, wie drey Göttinne der Erde, hoch aufgerichtet ſtehen; vor dem de Menſch noch wie ein Götterſohn fühlt und handelt und glücklich iſt wie ein Götterſohn. Sie ſah in ſeinem Herzen die Liebe, die Treue, die Ehre verbunden, ſie zu beglücken, allein ſie, und mit ihr all fühlenden Weſen.“

„Sie erſtaunte, und noch mehr, da ſie ſein Treiben ſah, und es mit ihres Bruders Treiben verglich. Olof hatte einen Sinn für das Schwere für das Ernſte, für das Beharrliche, und er geſtand mit einer Art von begeiſterter Freude, daß er dieſe Eigenſchaft von Ordnung ſeines Oheims dankte, den er ſonſt nicht zu viel zu danken hatte. Unter der Anleitung eines gelehrten Hofmeiſters hatte er nach der Sitte ſeines Vaterlandes die beyden gelehrten Sprachen ſtudirt, und die Alten geleſen und verſtanden.“

„Erik hatte ebenfalls eine gelehrte Erziehung nach dem Befehl ſeines Oheims bekommen; er wußte faſt ſo viel als Olof; aber die Wahrheiten der Alten wurden bey Erik nur die Zierde ſeines Geſprächs, ein Prunkgeräth gleichſam ſeines Kopfs. Bey Olof ging alles in das Herz über. Es wurde die Maxime ſeines Lebens, ſeines Thuns. Er wollte handeln, wie die Alten, und er nannte Erik mit ſeiner Kenntniß der Alten einen Heuchler. Erik

blieb mäßig, aber Olof hatte Recht; den Erik haßte ihn. Sie sah, Olof liebte seinen Oheim nicht; denn er haßte den Zwang mit gränzenloser Heftigkeit, und die Ketten, an welche sein Oheim ihn legen wollte. Erik fügte sich in seines Oheims Befehle, mit einer erstaunlichen Leichtigkeit; aber er spottete seines Oheims hinter seinem Rücken. Olof redete immer mit Achtung von ihm."

„Aber sie sah auch, aber jetzt mit einem schönen Triumphe über sich selbst, welche Treue Olof von ihr forderte, fordern mußte. Sie sah, daß alle ihre Triumphe verloren gingen, sobald sie Olofs Liebe annahm, und sie gab sie mit einem vor Wonne schlagenden Herzen auf."

„Dann, wie sie der Liebe — aber nicht der Tugend — alle Opfer gebracht hatte, hielt sie sich würdig, des stolzen Jünglings Braut zu seyn. Sie sah den Augenblick näher kommen, den himmlischen Augenblick, wo der edelste Mensch von ihr das Glück seines Lebens fordern würde. Sie erwartete den Augenblick mit Entzücken."

Die Mutter, die Geliebte.

„Der Tod des geliebten Mannes hatte an dem Herzen von Olofs Mutter genagt, die Veränderung des Climas, der Lebensart, der Verdruß, unter Menschen zu leben, deren Sitten den ihren so

entgegen waren, der ſtille Kummer über ihres Sc
nes immer mehr wachſende Leidenſchaft gegen El
ſen, die ſie für unfähig hielt, einen edlen Ma
zu beglücken, die Unruhe um das Schickſal ihr
Sohnes, der ſich durch ſeine Verbindung an ei
Familie ſchmiedete, mit welcher er nicht leben kon
te, die Sorge für das Schickſal ihrer Tochter, d
auch nicht glücklich war: das alles nagte ſo tödtli
an dem Lebenskeim dieſer Frau, daß ſie in eine Au
zehrung fiel."

„Der Arzt hatte ihr den Tod angekündigt, un
ſie nahm dieſe Nachricht mit Muth auf. Sie ließ i
ren Oloſ kommen. Er hielt die kalte abgezehr
Hand ſeiner geliebten Mutter in ſeiner. Er betrac
tete ſie mit zärtlichen und thränenvollen Blicken. Si
hob endlich, die leere Bruſt voll Athem ziehend, an
„„Mein Oloſ, die Worte einer Sterbenden ha
ben ja, ſagt man, einen größern Werth, und nu
gar einer ſterbenden Mutter! Sey nicht unruhig
mein Sohn: der Mutter Tod ſoll dir keine Pflich
auflegen. Aber, Oloſ, der Tod iſt ein hoher Stand
punkt, von dem das Leben recht deutlich erſchein
Wenn es ewig dauerte; ſo freylich, ſo wäre das
was ihr Lebenden Güter nennt, etwas, viel, alles
Aber ich habe hier den Reichthum, den Rang ha
ſen lernen, mein Sohn! Ich habe geſehen, wi
Henning faſt recht hat, daß man die Freyhei
aufopfern muß, will man reich und vornehm ſeyn
Du, Oloſ, wirſt, mit welchen Banden ſie dic

auch an sich fesseln, hier niemahls glücklich seyn. Niemahls! du wirst ihre Banden zerreißen, so bald sie dir schimpflich scheinen werden, und so überlasse ich dich dir selbst. An dem Leben, das kannst du der sterbenden Mutter glauben, ist wenig, als die Hoffnung und die Tugend. Was Glück heißt, liegt wohl mehr im Mittelstande der Menschen. Bleib dir treu, Olof, und mußt du einmahl das alles hier aufopfern, so opfre es kühn; denn es hat wenig Werth. Deine Schwester liebt einen jungen braven Mann, nicht diesen verhaßten Erik. Sey der Beschützer ihrer Liebe. Sie hat meine Einwilligung und meinen Segen. Und nun leb wohl!""

„„Und von Elisen nichts, Mutter?"" fragte Olof bestürzt."

„„Nichts; denn mein Tod soll dir keine Pflicht auflegen. Deine Verbindung ist so bald noch nicht; und du wirst schon sehen lernen."" Das war alles, was sie sagte. Sie starb die Nacht."

„Olof hätte es für einen Frevel an seiner Liebe, und an Elisen gehalten, dem Irrthum seiner Mutter über Elisen das Geringste nachzugeben. So sehr er seine Mutter auch liebte, so zerrissen sein Herz von ihrem Tode, und von dem trostlosen Schmerze seiner Schwester, die sich jetzt für ganz hülflos hielt, war, so fühlte er doch, er war dem theuren Mädchen eine Genugthuung für seine Mutter schuldig."

„Der Gräfinn Leiche wurde in dem Erbbegräb-

niſſe beygeſetzt. Es lag eine gute halbe Stunde vom Gute entfernt. Ein langer Zug von Wagen und Fackeln, die ganze gräfliche Familie in tiefer Trauer, begleitete den Leichnam dahin. Die Trauerceremonie war vollendet. Olofs Schweſter fiel in Ohnmacht. Man brachte ſie in den Wagen; es war der Gräfinn Wagen. Der Graf ſtieg ein mit ſeiner Gemahlinn, und Marie blieb bey ihnen. Olof ſtand noch allein im Gewölbe, den Sarg ſeiner Mutter mit kindlichem Schmerz betrachtend; Eliſe, die ſein bleiches Geſicht fürchtete, hielt ſich an der Thüre auf. Ihr Bruder trieb ſie; denn er wollte von Marien, die er heiß liebte, etwas wiſſen. Sie zögerte. „„So fahr mit Olof,““ ſagte Erik, und er fuhr ab. Da trat Eliſe zu Olof ins Grabgewölbe. „„Olof!““ ſagte ſie mit mitleidiger Stimme.“

„Olof, hingeriſſen durch den erhebenden Anblick der Gräber and der Unſterblichkeit, durch den Sarg ſeiner Mutter, durch die Gedanken an ihre letzte Prophezeihung, durch den Anblick ſeiner Geliebten, deren ſchönes Geſicht, durch den Glanz der Fackeln, die im Gewolbe brannten, wie weißer Marmor, und ihm wie das Geſicht einer Leiche ſchien, wendete ſich ſchnell, faſt wie in einem erhabenen Wahnwitz, zu dem geliebten Mädchen. Er faßte ihre Hand, und dann kniete er ſelbſt an den Sarg ſeiner Mutter. Eliſe kniete neben ihm.“

„„Mutter! o Mutter!““ ſagte er, ſich auf

den Sarg niederbeugend — „„o noch einmahl wirf deinen verklärten Blick aus deiner Seligkeit auf mich und auf Eliſen zurück! Jetzt ſchauſt du in ihre Seele. O Eliſe, ich liebe dich, mit der unentweihten, unendlichen Liebe meiner Jugend, meines Lebens. O du, du Eliſe, biſt der Morgenſtern meines erwachenden Lebens; du wirſt auch der Abendſtern ſeyn meines verſinkenden Lebens, wenn es der Tod verhüllt. O Eliſe, dich fand ich ja in der heiligſten Lebenszeit, wo noch keine Schuld dein Herz berührt hat; mich fandeſt du ja, mit den weißen, unentweihten Blüthen der ſchönen Hoffnung, der Treue, der erſten, der einzigen Liebe meines Lebens. Hier an dem Sarge meiner Mutter gib mir ein Zeichen, wenn du mich ſo liebſt, wie ich dich. — Und kannſt du mich nicht ſo lieben, ſo zieh deine Hand aus meiner, ſo wende deine thränenden Augen ab, ſo ſag es, und laß mich ſterben an dem ſüßen Schmerz einer unglücklichen Liebe, aber nicht an der Hölle einer Untreue! O Eliſe!““

„„O Mutter!““ rief Eliſe und lehnte die Stirn auf den kalten Sarg — „„ich liebe deinen Oloſ, ich liebe ihn, wie er mich liebt, wie du ihn liebſt! Er iſt der Angelſtern des Himmels, nach dem mein Auge allein ſchaut. Ja, Oloſ, ich bin dein! dein! dein!““

„Da wendete ſie das ſchöne Geſicht gegen ſeines, und ſeine Lippe berührte zum erſten Mahl die jungfräuliche warme Lippe der Geliebten, und durch

ſein Herz flog der Himmel; ſein Auge war verklärt, die Särge um ihn wurden in glänzende Throne verwandelt, die Königſitze des verklärten Lebens. Er umſchlang Eliſen; aber er küßte ſie nicht wieder. Er führte ſie an den Wagen; aber er ſtieg nicht mit ein. Sie fuhr ab; er blieb bis die Sonne herauf kam, in dem Todtengewölbe, dann unter dem leuchtenden unendlichen Gewölbe des Morgenhimmels und ſeiner Entzückungen.“

Die Gewalt der Jugendeindrücke.

„Olof befand ſich mit ſeinen Entzückungen mitten in ſeiner Heimath; Eliſe aber in einem unbekannten Zauberlande, wo ihr faſt alles fremd war. Dieſe Liebe in ihrer Bruſt, die keine Triumphe ſuchte, ſondern alle Triumphe dem geliebten Olof demüthig brachte, war ja die Liebe nicht, von der ihre Mutter ihr erzählt hatte. Aber ſie fühlte ſich glücklich, und ſo erhob ſie ſich zu Olofs Schwärmerey; und Eliſe, die ſonſt ſo prachtvoll geſchmückte Eliſe, wurd einfach, wie eine arkadiſche Hirtinn. Eine Blume, die Olofs Hand ihr pflückte, war ihr Geſchmeid, und ſein Lächeln ihr Triumph.“

„„Es iſt ja gut ſo,““ ſagte die Mutter zu Erik, wenn er ſpöttiſch lächelte, wie ein Kopf, wie Eliſens Kopf, ſo verdreht werden könnte.

Aber es war mehr Haß gegen Olof als Spott über Elisen.“

„Vom Anfang an war etwas Feindliches zwischen Olof und Erik gewesen. Olof verachtete den Sclavensinn Eriks, und Erik haßte Olof, weil er freyer seyn durfte, als er. Der einzige Unterschied war: Olof verbarg seine Empfindung nicht, Erik aber. Erik fühlte aber immer schwerer das Verhältniß, worin er einmahl mit Olof stehen mußte, und das der Graf Henning beständig hervor hob. Erik hoffte von Tag zu Tag, daß des Grafen Hennings Widerwillen gegen Olof einmahl eine ausgezeichnete Folge haben sollte; aber vergebens. Der Graf sah Olof als ein Fürst seinen Nachfolger an, dem man alles zu Gut halten muß.“

„Erik suchte den Widerwillen zwischen Oheim und Neffen zu Haß zu erheben. Er ging sehr vorsichtig zu Werke; aber es gelang ihm, und um die Zeit, da beyde in die Jünglingsjahre traten, haßten Oheim und Neffe sich wirklich.“

„Erik fühlte, daß, wenn Olof sich dem Heirathsplane seines Oheims widersetzte, er gewonnen Spiel haben würde. Er hatte früh gefühlt, daß Olofs Schwärmerey zu Elisens Vorstellung des Lebens gar nicht paßte. Er machte Olofs Schwärmerey gegen Elisen, und Elisens Buhlerey gegen Olof lächerlich. Vergebens! Er sah zürnend, daß Olof und seine Schwester sich näherten. Er

ſah ihre Empfindung Liebe werden, er ſah — und er erſtaunte — daß Eliſe von ihm die Schwärmerey gelernt hatte.“

„Er ſpottete; und dennoch kam er in den gleichen Fall mit Olofs Schweſter, Marien. Seinem Oheim zu gefallen, ſtellte er ſich, als liebte er Marien, und ehe er ſich's verſah, liebte er ſie wirklich, und da er die reiche, weiche, warme Seele des Mädchens kennen lernte, wurde — obgleich ſolchen Seelen ſpottete — ſeine Liebe eine ihm ſelbſt unbegreiflich gewaltige Leidenſchaft. Er ſpielte den Schwärmer; wieder vergebens. Denn Marie liebte ſchon.“

„Ein junger Offizier, ein Herr von Gommern, Verwandter von Hennings Gemahlinn, hielt ſich einige Wochen auf dem Gute des Grafen auf. Der Anblick der lieblichen Marie entzündete das Herz des jungen Soldaten; und ſo ſehr die Glocke hier alles bewachte, ſo fand die Liebe doch Stunden, die keine Glocke anzeigte, für ſich. Marie entdeckte ihrer Mutter ihre Liebe, und die Mutter, die Erik und ſein Haus haßte, nahm dieſe Liebe in ihren Schutz, obwohl ſie ſah, wie es faſt unmöglich war, für Marien zum Ziel zu kommen. Aber ſie war ſo feſt entſchloſſen, zum Ziel zu kommen, wie Marie ſelbſt.“

„Sie legte ihrer Tochter Hand in des Soldaten Hand, deſſen feſten, treuen, männlichen Charakter ſie kennen gelernt hatte. Sie übergab dem jungen

Mann, der nichts hatte, als seinen Degen und seine Liebe, nach und nach beträchtliche Summen von ihrem Vermögen; damit er in jeder Stunde im Stande wäre, ihrer Marie die Hand zu geben. Bey ihrem Tode übergab sie noch Marien das Uebrige ihres Vermögens, was in holländischen Papieren bestand, und ihre schriftliche Einwilligung mit dem Herrn von Gommern."

„Marie war zu allem entschlossen, aber Erik ebenfalls; denn seine Liebe wuchs mit jedem Tage mehr. Er kannte Mariens geheime Liebe nicht, und so schob er ihren Widerwillen auf Olofs Haß gegen sich, und er haßte Olof noch mehr, dem alles gelang, was ein Mann nur wünschen konnte, und der Eriks Wünsche alle zerstörte."

„Eriks höchster Zorn wurde erregt, daß er gar nicht einmahl ein Mittel sah, dem verhaßten Olof anzukommen. Das Mittel gab ihm der Zufall, oder die Vorsehung."

„Der Fürst starb. Bey der Huldigung des jungen Fürsten wurde wie gewöhnlich der Graf Henning in die Residenz als erster Vasall eingeladen. Diese Einladung hob in der Seele von Elisens Mutter die glänzende Zeit ihrer Jugend wieder empor. Sie beschloß, die Residenz in Gesellschaft des Grafen, der seine beyden Neffen dem Fürsten vorstellen wollte, wieder zu sehen."

„Die prächtigsten Anstalten für Equipage und Kleidung wurden gemacht, und die ganze Familie

ging in die Residenz ab. Auf dieser Reise schlug Elisens Herz zum ersten Mahl für etwas anders, als für Olof. Sie sah mit Erwartung und Unruhe dem entzückenvollen Zauberlande des Hofes, von dem ihre Mutter mit Entzücken und Begeisterung so oft geredet hatte, entgegen. Sie kamen an. Elisens Mutter wendete die acht Tage, die sie vor der Huldigung gekommen waren, an, ihre alten Bekanntschaften wieder zu erneuern, und die neuesten Moden für Elisen hier zu erjagen."

„Alles wurde nun in den Stand gesetzt. Der Tag erschien. Elise war mit Edelsteinen bedeckt, und ihr Herz schlug sehr unruhig. Sie sah ihren Olof kaum, der heute zum ersten Mahl in der höchst eleganten Landesuniform vor ihr erschien. Er sagte lächelnd: „„Das ist nicht für uns, Elise. Wir kennen uns ja kaum in diesen Larven."" Sie lächelte nur; aber gehört hatte sie nicht, was er sagte."

„Da öffneten die Flügelthüren sich, und sie traten in den demüthigen Kreis der Hofleute. Der Graf wurde dem Fürsten vorgestellt, und er stellte nun dem Fürsten seine Familie vor. Da warf der junge Fürst sein Auge auf die Gräfinn Elise, und er hatte Mühe, seinen Blick wieder auf den alten Grafen zurückzuführen, der mit ihm redete. Aber Elisens Mutter hatte den Blick des Fürsten gesehen, den Blick voll eines frohen Erstaunens vor dem Reitz des Mädchens, und zehn andere Damen hatten es mit der Mutter gesehen, wie der Fürst,

nach dem Gespräch mit dem Grafen, mit dem Auge die junge Gräfinn im Saale wieder aufsuchte, wie sein Blick tiefsinnig auf dem Mädchen hängen blieb, und die zehn Damen erzählten es Elisen, und brachten sie mit der Erzählung zum lieblichsten Erröthen."

„Der Fürst hatte von dem alten Oberhofmarschall schon eine Notiz über die Familie. Er führte Elisens Mutter seiner Schwester, der Prinzessinn Caroline, mit den höflichsten Worten zu; „„Eine ehemahlige Freundinn unserer Mutter!"" Dann führte er Elisen zu seiner Schwester: „„Die junge Gräfinn Drakenstein! Ich empfehle Sie Ihrer Freundschaft, liebe Schwester!""

„„Dieses Grazien-Gesicht der lieblichsten Unschuld,"" antwortete die Prinzessinn mit ihrer Lebhaftigkeit — „„empfiehlt sich besser selbst;"" und sie warf die Arme um Elisens Nacken, sie an ihre Brust drückend. Die Prinzessinn war von Elisens Alter, fast zu lebendig für ihren Rang. Elisens Kopfputz, ihr Haar, ihr Nahme Elise, ihr Lächeln gefielen der Prinzessinn so sehr, daß sie um ihre Freundschaft bath, und ohne auf ihre Antwort zu hören, sie vom Saale wegzog, um sich in zehn Minuten so aufsetzen, so kleiden zu lassen, wie Elise, „„damit sie sogleich alle wissen, daß Sie meine Freundinn sind, liebste Gräfinn!""

„Die Huldigungskur war geendigt, die Prinzessinn bath sich Elisen von der Mutter für den Mit-

tag aus. Wer konnte der freundlichen Bitterinn das abschlagen? Wer? Elisens Mutter am wenigsten. Sie schwamm in einem Meer von Entzücken.“

„In den paar Stunden, die Elise bey der Prinzessinn zubrachte, hatten sie mit einander gesungen, gespielt, gelesen, gescherzt, gelacht, geweint. Die Prinzessinn sagte ihr von den Augen des Fürsten, womit er ihr das schönste Mädchen des Erdbodens vorgestellt hatte. „„Und nun, liebste Elise, o wir wollen tausend Freuden haben!““ Sie ließ, ehe Elise ein Wort sagen konnte, dem Fürsten sagen, sie hätte ihm etwas zu zeigen.“

„Er kam, sie zeigte ihm einen schönen Kopf des Apolls. Er sah ihn flüchtig an, lobte der Schwester schönen Geschmack, und fing mit Elisen zu reden an. Das dauerte der Prinzessinn, deren Blut aus lauter Queckſilber bestand, zu lange. Sie warf sich im Nebenzimmer an ihren Zeichentisch, um die Parze zu vollenden. Und da war sie wieder, und bath Elisen, auf der nächsten Maskerade mit ihr eine Parze zu machen.“

„Der Fürst scherzte über die schöne Schicksalsgöttinn mit fröhlichem Witz und seiner Galanterie. Seine Schwester half lebendig, und mit allem, was sie dachte, vornehm herausplatzend. Elise erröthete; aber sie wollte doch glänzen, und der Fürst bewunderte ihren reichen Geist, womit sie seine Schwester besiegte. „„Mich —““ setzte er hin-

zu, die Hand auf das Herz legend, und sich tief verbeugend. Er schwieg, und Elise erröthete wieder.“

„Dann fuhr Elise zu Hause. Gegen ihre Mutter öffnete sie die Brust, die voll von Triumph war, und die thörichte Mutter küßte ihrer Tochter Stirn mit glühenden Wangen.“

„Olof wußte von allem nichts. Er fand Elisen unendlich reitzend und liebenswürdig. Auf dem Balle, auf der Maskerade tanzte der Fürst nur einmahl mit Elisen. Er wußte schon, daß Elise die Verlobte des Grafen Olof war. Er wendete sich an den Grafen, mit der Lockspeise der höchsten vertraulichen Gnade. Aber Olof, der Enkel der Gyllenborgs, stand fest und hoch vor des Fürsten Stirn. Er erklärte einfach, da der Fürst ihn so aufmunternd fragte, in welchem Fach er einmahl zu glänzen entschlossen sey, daß er auf dem Lande leben würde, wohin ihn das Geschick gestellt. Wenn nicht mein Vaterland, setzte er hinzu, meines Arms bedarf.“

„Der Fürst fragte nicht, welches Vaterland er meinte. Aber von dieser Stunde an nahm der Fürst sich in Acht, in Olofs Gegenwart mit der Gräfinn Elise sich viel zu thun zu machen; und Elise redete von dem Fürsten und von seiner Liebenswürdigkeit zu Olof nicht ein kleines Wörtchen. „„Denn,““ sagte sie mit einem kleinen Nachdenken — „„das geht vorüber wie ein Traum; und dann ist's vorbey!““

„Graf Erik hielt die beobachtenden Blicke fest

auf allen. Er ſah, daß Marie von dem Anblick der neuen Welt unterhalten würde; aber ſie ſehnte ſich doch wieder nach Hauſe, und Erik liebte ſie um deſto mehr. Er ſah auf den Wangen ſeiner Schweſter einen hohen Purpur, und in ihrem Auge einen Triumph, den ſie verbergen wollte. Er horchte ihr nach, und in wenig Tagen kannte er die Quelle ihres Triumphes, die Huldigung eines Fürſten. Er hatte auf den Fürſten ſchon lange ſeinen Blick geheftet; denn nach ſeines Oheims Plane ſollte er in der Reſidenz noch einigen Unterricht nehmen, und dann ſich im Finanz- oder im auswärtigen Departement anſtellen laſſen.“

„Der Fürſt behandelte den Bruder der ſchönen Gräfinn ausgezeichnet gnädig; aus dem Verlobten Eliſens war der Fürſt in einer Minute klug geworden; aus dem geſchmeidigen, und doch ſo ernſten, ſtolzen Erik wurde er es gar nicht. Auch wollte Erik erſt ſehen, was ſein Oheim machen würde. Er beobachtete jetzt Jeden mit ſcharfem Blick; denn dieſe Reiſe, das ſah er, würde nicht ohne Folgen bleiben.“

„Er ſah, daß Eliſe ihre Bekanntſchaft mit dem Fürſten Oloſen verbarg. Er that nicht, als ob er etwas merkte. Er ließ ſich anſtellen; und da er gleich im Anfange einen Vorzug vor Andern erhielt, ſo gab er das Verdienſt der Achtung, die ſein Oheim dem Fürſten geböthe. Die Familie blieb länger in der Reſidenz, als der Graf gewollt hatte. Der Fürſt ſchmeichelte dem Grafen. Eliſens Mut-

ter bath um Aufschub. Der Fürst machte sich an Erik; aber Erik war nur unterthänig. Er that gar nicht, als hätte er eine Schwester. Das Ziel, was Erik hatte, war die Erbschaft der Güter, oder Rache an Olof, der ihn verachtete, Er mußte ihn mit seinem Oheim entzweyen, das konnte er, wenn Olof seine Verbindung mit Elisen abbrach."

„Das ließ sich jetzt machen, wenn dieser Schwärmer Olof, der eine Liebe forderte, die Erik unmöglich hielt, wenn dieser Olof Elisens kleine Neckereyen mit dem Fürsten erfuhr. Aber Elise mußte auch den Augen seines Oheims unschuldig scheinen, damit er ihre Partie nehmen konnte. Er schaute, lächelte und schwieg; denn sein schöner Traum schien sich zu gestalten ohne seine Hülfe."

„Der Fürst liebte Elisen nicht; aber er war verliebt in sie, und der Sieg über das unbefangene Landmädchen schien ihm so leicht. Eben deßhalb, weil er nur verliebt in sie war, erregte er bey Elisen die Lust, ihm den Triumph, den er träumte, zu entreißen, und ihm Bewunderung gegen das kluge Landmädchen abzuzwingen. Hier konnte Elise ja den unschuldigsten Triumph, aber auch den höchsten haben, den Fürsten in ihrem Netze zu fangen; und sogar wollte sie so boshaft seyn, seine Liebe zu einem schönen Opfer ihrer Treue gegen Olof zu machen."

„Sie konnte nicht gut widerstehen; ihre Erziehung hatte ihr diese Triumphe so reitzend gemahlt. Alle die alten Eindrücke der Erzählungen ihrer Mut-

ter wurden wieder neu. Kurz, sie neckte sich mit dem Fürsten, sie mochte noch so oft mit ihrem Entschlusse zu brechen sich aufrichten oder schwanken.“

„Die Prinzessinn, die Elisen zu lieben glaubte, und dann war sie in ihrer Freundschaft unersättlich, schrieb alle Tage an Elisen, fröhliche, zärtliche Billets, und Elise antwortete. Der Fürst, der seine Schwester kannte, besuchte sie jetzt fleißig, und so schrieb seine Schwester ein paar Worte von ihm. Elise antwortete ein paar Worte, die auch den Bruder betrafen. Der Fürst schrieb ein paar Worte, unter seiner Schwester Billet. So entstand eine Verbindung zwischen Elisen und dem jungen Fürsten, die nur eine Neckerey schien, eine unschuldige Lust der jungen, frohen Herzen; aber Elise wußte, wie bald das alles ernsthaft werden kann.“

„Es wurde ernst. Der Fürst gestand seine Liebe, lachend, dann ernst, dann wieder lachend. Elise nahm es lachend auf, und so unschuldig ihr Herz war — es war unschuldig — so verwickelte sie sich doch in ihr eigenes Gespinnst so fest, daß sie es nur mit Gewalt zerreißen konnte.“

„Das fühlte sie mit Angst; aber sie zerriß es mit Muth. Sie bath ihren Oheim, der sie von allen am meisten liebte, auf das Land zurückzukehren. Sie kehrten zurück, und Olof wußte, daß er die Rückkehr in ihre schöne Einsamkeit, wo er Elisen allein haben konnte, ihr allein verdankte.“

„Elise war unendlich froh, da sie sich mit

dem geliebten, edeln Olof wieder in dem Schatten der hohen Linden allein sah; froh, daß die kleine Schuld ihrer Phantasie so unbemerkt zerronnen war, war sie unendlich froh, und zärtlich gegen den Geliebten. Aber nach einigen Tagen warf sie doch einen lüsternen Blick zurück auf ihre Triumphe, denen sie entsagt hatte. Ach, Olof wollte nur Liebe, und gab nur Liebe; aber keinen Triumph!"

„Sie wünschte, leise, heimlich, sogar den Wunsch bereuend — was denn? Sie wußte es selbst nicht. Sie wünschte etwas, was vergangen war, und sie war freundlich betroffen, da ihr Wunsch von dem Zufalle — das hoffte sie — erfüllt wurde. Der Fürst jagte in des Grafen Nähe. Der Graf fuhr hinaus, und bath den Fürsten zu sich. Der Fürst ließ sich bereden."

„Elise stand im einfachen, aber dem reitzendsten Putze am Fenster, da der Fürst an Olofs Seite daher ritt. Sie erröthete; ein Seufzer entflog den Lippen, die nicht lächeln konnten. Ihr Herz pochte unruhig, daß ihr Wunsch erfüllt war, daß sie es gewünscht hatte. Sie nahm sich vor, mit schneller pochender Brust, sie wollte — aber der Bediente ersuchte sie herabzukommen, und den Fürsten zu empfangen."

Der Verſucher.

„Eliſe verbeugte ſich tief, aber ernſt gegen den Fürſten, der die Treppe herauf flog um ſie ins Haus zu führen. Sie führte ihn durch das leere Vorzimmer in den Marmorſaal. Der Fürſt war zum erſten Mahl mit ihr allein. Sie erröthete noch einmahl vor dem Gedanken, daß er ihrentwillen hier war. „„O zu reißendes Mädchen,““ rief der Fürſt in einem vergeſſenden Entzücken — „„zu ſchöne Minute!““ Und mit dem Wort zog er Eliſen an ſeine Bruſt, und ſein Mund drückte ihre Lippen.“

„„O, ich weiß wohl, Gräfinn,““ ſetzte er flüchtig ſogleich hinzu, und mit einer zweydeutigen halb luſtigen, halb bekümmerten Miene — „„was ich verbrochen habe. Zürnen Sie ſchnell und ſtreng. Ich habe einen Augenblick gehabt, in dem ich ganz glücklich war. Ich habe auch einen Brief von meiner Schweſter abzugeben. Er wird nichts enthalten, nichts, als was auf den Lippen und in dem Herzen meines ganzen Hofes liegt, die Bitte, daß Sie wieder kommen.““

„Eliſe war doch durch die raſche Umarmung in Verlegenheit gekommen. Sie las den Brief der Prinzeſſinn, ihre Verlegenheit zu verbergen. Sie dankte dem Himmel, daß Jemand kam. Es war Olof. Sie erröthete noch mehr.“

„So bald ſie konnte, zog ſie ſich zurück. Sie ſah den Fürſten nur in der Geſellſchaft ihrer Ver-

wandten, und sie nahm ihre Stellung an Olofs Seite; das ernste Gesicht, was sie dem Fürsten zuwendete, zu einem himmlischen Lächeln verklärend, wenn sie mit Olof redete."

„Der Fürst wurde finster, mit jeder Minute finsterer. Er redete mit dem Grafen über Landesangelegenheiten; und ehe einer glaubte, hatte er einem Reitknecht gewinkt. Er bückte sich, setzte sich auf, und dahin flog er im vollen Gallop."

„Elise," sagte die Mutter, vorwerfend — „es ist der Fürst!"

„„Mutter," sagte sie im angenehmen Genuß ihrer Rache — „mir will er nicht Fürst seyn; mir ist er nichts als ein Mann. Ich habe ihm zu verzeihen, nicht Er mir." Die Mutter tadelte fort, und Elise freute sich ihrer Rache. Armes Mädchen, du weißt nicht, daß deine Rache, die Eifersucht, seine Liebe noch mehr entflammt! Daran dachte sie nicht, sie suchte sich sogar mit der Hoffnung zu täuschen, daß sie sich so von ihm losgemacht hätte. Sie rechnete ihre Empfindung Olofen als ein Opfer an. Armes Mädchen, wie täuschest du dich! Das gefährliche Spiel deiner Eitelkeit soll ein Opfer deiner Liebe seyn!"

„Nicht lange nachher kam eine Einladung von einer Jugendfreundinn der eitlen Mutter Elisens zu einem Besuche auf ihrem Gute. Die Mutter erröthete, da sie Elisen die Einladung mit einer ganz kalten Stimme vorlas. Elise erröthete ebenfalls;

denn sie ahnte, der Fürst habe diese Einladung veranlaßt. Die Mutter wußte es fast gewiß; denn sie kannte ihre Freundinn. Elise antwortete nicht ein Wort auf der Mutter Erklärung, daß sie diese Einladung annehmen wollte. Mutter und Tochter erröthelen noch einmahl. Aber den zweyten Tag sagte Elise Ja; denn sie mußte den Fürsten, wenn er dorthin kam, überzeugen, daß nicht etwa die Gegenwart des Grafen Olofs, ihres Verlobten, sie so ernst gegen den Fürsten gemacht hatte."

„Sie fuhren dahin. Olof begleitete Elisen ein paar Meilen weit zu Pferde. Sie reichte ihm seufzend die Hand beym Abschiede aus dem Wagen. „„Olof,"" rief sie — „„nicht Eine Minute werde ich dich vergessen!""

„„Gute, liebe Elise,"" sagte er gerührt — „„sey nur froh! dann bin ich's auch!"" Er ritt davon. Elise weinte heftig. Die Mutter merkte es nicht. Sie sah, mit einer Röthe des Verdrusses auf den Wangen, zum Wagenfenster hinaus, bis sie vor dem Hause der Frau von Heinemann hielten.

„O mit welcher Ehrerbiethung empfing die stolze Dame die schöne Elise! Mit welcher Feinheit goß sie das Gift der Schmeicheley in die Seele des Mädchens! Es war eine kleine, aber ausgesuchte Gesellschaft aus der Hauptstadt da, und Elise war die gefeyerte Königinn dieser Gesellschaft. Man spielte, man machte Musik, man sang, man spiel-

te kleine Scenen aus französischen Schauspielen, man las vor; und da gar nicht die Rede von dem Fürsten war, und zwey Tage hingelaufen waren, ohne daß er erschien, so gab sich Elise der frohen Gesellschaft, ihrer Lust zu glänzen, ihrer guten Laune, ihrem schnellen Witze gänzlich hin. Sie bezauberte die Gesellschaft. Sie fühlte, die Bewunderung war keine Schmeicheley. Sie erhob die Lust und die Freude in eine höhere Region; sie wurde die Seele und das Leben einer schönern Freude. Sie genoß eines seltenen Triumphes, den ganzen Reichthum ihres Geistes zu zeigen. Das konnte sie bey ihrem Oheim nie. Die Form erstickte jeden Witz, jede Lust."

„Da kam der Fürst. Er brachte nichts mit in die Gesellschaft, als eine wärmere Freude, ein Entzücken, das sich aus seinen Augen und Herzen weiter verbreitete. Elise panzerte ihr Herz mit Weisheit; aber den zweyten Tag verwechselte sie die Ehrerbiethung, die ihm wurde, mit seinem Verdienst, das Lob, das er erhielt, mit seiner Liebenswürdigkeit, und seine Macht mit seinen Tugenden. Durfte Elise, das junge Landmädchen, nicht, was so viele in der Weisheit ergraute Gelehrte dürfen? Der erste Mann seines Landes, der Erde, sagten die Hofleute, erhob Elisen durch seine Huldigungen zur ersten Frau der Erde, aller Zeiten, setzte er schmeichelnd hinzu. Es ist die gemeinste Täuschung der Liebe, aber die schönste, und auf Lippen eines Fürsten die verführendste."

„Elise ließ sich nicht einfangen in den Zauberkreis seiner Liebe; aber sie taumelte hinein in den Zauberkreis seiner Schmeicheleyen. Sie neckte ihn so lange, sie kokettirte mit ihm so lange, bis sie mit Schrecken glaubte, sie finge an, ihn zu lieben.“

„Der Fürst verstand ihr Inneres nicht; aber er verstand, jeden glücklichen Zufall, jedes Gefühl, jede Aufwallung, jede Vorstellung Elisens zu nutzen; und so gerieth Elise, durch die heftige Anstrengung eben, womit sie sich aus den Netzen losmachen wollte, immer tiefer hinein, und sie befand sich in der That auf dem Rande des Abgrunds, in den so viele versanken: da erhielt sie ein Billet von Olof. Sie las mit Selbstvorwürfen, sie las wieder, und seine Worte, wie Feuerflammen, retteten sie. Sie verglich den Fürsten mit dem Jünglinge. Sie fand, es war Eitelkeit, was sie für Liebe genommen, und die Thörinn fing jetzt sicher dasselbe Spiel wieder an, um den hohen Triumph noch länger zu haben. Da entfloh ihr warnender Geist, und leise erklang in ihrem Herzen das Wort: „schuldig!“

„Sie war sicher; denn sie liebte den Fürsten nicht, und so konnte sie ihm noch näher treten. Da kam ihr Bruder Erik, der zu Hause wollte, und blieb ein paar Tage. Er warnte mit einem boshaften Lächeln seine Schwester, erinnerte sie an Olofs strenge Grundsätze.“

„„Meine Grundsätze,“ antwortete sie lachend —

„sind eben so ernst, nur mein Gesicht steht ein wenig leichtsinnig aus, damit der Ernst schön werde.“

„Hm!“ sagte Erik boshaft und reiste ab. Er ging mit Olof auf die Jagd. Olof fragte nach Elisen, was sie machte. Statt der Antwort, sagte Erik: „Der Fürst ist auch dort.“ Aus Eriks Ton und Eriks Blick floß Gift, und Olof fragte nicht weiter, um seine Empfindung heilig zu erhalten. Aber beyde waren doch auf Einem Wege der Gedanken, und sie redeten von der Gewalt der Verführung.“

„Jeder hat seinen Preis, um den er fällt,“ sagte Erik. Auf den Satz hätte Olof nie etwas zu erwiedern, als Verachtung oder Zorn. Aber Erik setzte kalt hinzu: „Eine Krone ist so ziemlich der Preis für alle, und ein schönes Weib spielt lieber mit einer Krone, als es sie trägt.“

„Du willst deine Schwester verläumden, Verläumder!“ rief Olof, und ballte die rechte Hand.“

„Sie und dich retten, vor der Verläumdung, wenn du ruhig hören kannst.“ Olof fuhr auf; aber Erik blieb ruhig. Er ließ sich von Olof feyerlich versprechen, Niemanden, selbst Elisen nicht, zu sagen, aber nie dem alten Oheim, daß er — betrogen sey! stieß er rasch hervor. „Betrogen?“ rief Olof. — „Betrüger!“

„Gut, das Wort war hart, Olof hart. Aber ich fürchte, du selbst hast noch ein härteres bey Elisens Spiel — Spiel, weiter nichts, Scherz, gute

Laune. Gut, es ist des Weibes Natur, sage ich. Sie liebt dich, ohne Zweifel. Sie macht aus dem Fürstenhut da ein Spiel, das süß ist. Was denn weiter! Wäre ich wie du, so eilte ich hinüber, sähe unerkannt selbst, warnte, und — damit gut! Auf der Liebe, Olof, sage, was du willst, liegt der Fluch des Paradieses so gut, als auf allem andern. Dein Wort habe ich, daß der Oheim nie etwas erfährt. Und so mache, was du willst.“

„Olof erblaßte. Dann faßte er sich wieder. Er brach das Gespräch lächelnd ab; aber in seinem Herzen war's nicht abgebrochen. Er sann, er sann. Da fiel ihm ein, mit schwerem Schmerz, die Prophezeihung seiner Mutter an dem Sterbetage, und Winke, abgebrochene Worte seiner Schwester über Elisens Umgang mit der Prinzessinn und dem Fürsten in der Hauptstadt. Er wollte Herr des Verdachts werden, des beleidigten Mißtrauens gegen die Geliebte. Er wäre es geworden; aber die Eifersucht erhob in schneller Wuth den Verdacht immer wieder.“

„Ich will selbst sehen,“ rief er, und warf sich auf's Pferd. Er flog nach dem Gute der Frau von Heinemann. In einem nahen Dorfe blieb er; und in einem Oberrock gehüllt, einen großen Hut, tief in die Augen gedrückt, drang er von Gebüsch zu Gebüsch immer tiefer in den Park, dem Hause, den Spaziergängen näher.“

„Da hörte er ihre reine, freundliche wohlklin-

gende Stimme durch das Gebüsch, und jeder Zweifel verschwand. Er bog die Zweige auseinander, er sah sie und verstummte. Sie ging Hand in Hand mit dem Fürsten, in der allerlockendsten Morgenkleidung, um Arm, Schultern und Brust fast gar nicht gekleidet. Der Schahl, der alles verhüllte, war ein Spiel der Morgenluft, und das verrätherische Spiel ihrer Bewegungen. Die offnen, lachenden Augen, auf den Fürsten geheftet, verkündigten die hohe Vertraulichkeit. Sie ging an der Seite einer Rosenhecke, und um den Zweigen zu entgehen, lehnte sie sich fest an des Fürsten Seite mit dreister Sorglosigkeit."

„Olof zitterte; aber noch hörte er nichts von dem Gespräch, als die freundlichen, und, wie es ihm schien, zärtlichen Töne. Sie kämen gerade auf ihn zu, als führte das rächende Schicksal ihren Fuß. An einem blühenden Granatbaume blieben sie beyde stehen, zehn Schritte von Olof. Der Fürst brach die schönste Blüthe, und im leichten Spiel steckte er die Blüthe an ihre schöner blühende Brust. „Nein," sagte Elise, die Blüthe fester steckend, und im Gespräch fortfahrend — „„mein Geschlecht verhehlt die Liebe; der Mann aber heuchelt sie.""

„O möchten alle Götter der Liebe geben, daß das Ihr Fall mit mir wäre, Elise. Ich wollte mich in diese Seele tauchen, bis ich, wie der Taucher, aus dem Grunde des Meeres die unschätzbare Perle ihrer Liebe hervor gebracht hätte."

„O doch ist der Mann ein Betrüger; er erräth das stille Geheimniß nur aus Eitelkeit, nicht weil er liebt. Darum ist es besser, wir verbergen es auf immer.“

„O habe ich es errathen, theuerste Elise, habe ich das schönste Räthsel meines Lebens errathen, so habe ich von den Göttern nichts weiter zu fordern, als ein Lächeln von diesem himmlischen Munde, einen Wink, einen leisen Wink dieses schönen Auges, und mein Glück würde ewig seyn!“

„Und ich würde erfahren, wie schnell eine Ewigkeit vorüber rauscht. Nein, ich kenne nur Einen Mann, der liebt.“

„„O nennen Sie mir den verhaßten Nahmen Olof nicht! Wer, welcher Sterbliche, welcher Unsterbliche muß Sie nicht lieben, Elise? Aber bey diesem zitternden Herzen, Niemand liebt Sie so, als ich allein! Wie? dieser stolze Olof, der Wünsche hat, die Sie erfüllen sollen, der Ihnen nichts, nichts biethet, als was alle Männer Ihnen biethen, Liebe, dieser — o ich lege Ihnen eine Welt zu Füßen, alle meine Wünsche, mich selbst, für Ein Lächeln, für Eine ferne Hoffnung! O Elise, ich sah Sie zuweilen gerührt, bewegt von meiner Liebe — ich sah —“

„Bin ich's denn nicht?“ fragte Elise mit einem Seufzer, das schöne Haupt von ihm abwendend, und ihre Hand an seiner schlagenden Brust lassend, auf die er sie fest drückte — „Bin ich's denn

nicht zu sehr? O der betrogene Olof! und wie bald werde ich sagen: Weh der betrogenen Elise!"

„Da schlang der Fürst die Arme um sie. „„Elise!"" rief er mit dem seligen Entzücken der glücklichen Begeisterung; aber da stürzte Olof hervor mit den blitzenden Augen, mit ein paar gewaltigen Tritten, mit vorgehaltenen, zum Kampf bereiteten Händen. Der Fürst und Elise erstarrten. „„Herr Graf,"" rief der Fürst, sich erhohlend — „„wer gab Ihnen die Erlaubniß —"" Der Graf sah ihn mit einem Blicke der Verachtung an; dann wendete er den sterbenden Blick auf Elisen, die bleich und zitternd da stand, den erloschenen Blick auf den Boden fest geheftet, die Arme ermattet herabsenkend, und Olof sagte mit matter, tonloser Stimme: „„So läßt du mich doch sterben an der Hölle einer Untreue? O meine Mutter! O weh! weh! o dein rächender Engel, Elise, vergesse alle deine falschen Schwüre am Sarge der Prophetinn! Ich kann sie nicht vergessen. Leb wohl! leb ewig wohl!"" Und die Hand über die Augen gedrückt, verschwand er im Gebüsch."

„Elise stand wie fest gebannt in ihrer Stellung. Der Fürst sah mit drohenden, aber dennoch ungewissen Blicken dem Jünglinge nach, wollte etwas sagen, und vermochte es nicht. Dann wendete er sich an Elisen, mit den tröstenden Worten: „„Das wird sich machen lassen, Elise! Ich beschwöre Sie, sich zu beruhigen."" Mit einer hefti-

gen Zuckung kam jetzt Leben in die erstarrte Bildsäule. Sie schlug rasch die Hände zusammen, flog nun, Schahl und alles fahren lassend, die Blicke wie eines Blinden, vorwärts gewendet, die Arme, als müßte sie den Weg im Finstern ertappen, ins Gebüsch, Olof nach."

„„Olof!" rief sie mit Zettergeschrey, den Weg dahin stürzend; aber Olof ging rasch, und er verlor sich aus ihren Augen.

„Der Fürst ging ihr nach, langsam, ein wenig aus seiner Rolle gebracht. „„Er ist fort!"" so kam ihm Elise, zitternd, alles vergessend, des Fürsten Gegenwart, entgegen. Denn sie liebte Olof, sie liebte ihn unendlich. Die ganze Unterredung mit dem Fürsten war ja nichts gewesen, als ein Spiel ihrer Eitelkeit."

„Der Fürst wollte in den alten Weg einlenken; aber Elise hörte ihn nicht. Sie sagte nichts als in einem höchst natürlich betrübten Tone: „„Ach, Sie kennen ihn nicht, Sie kennen diesen Olof nicht! Ich, ich kenne ihn."" Und mit den Worten eilte sie neben ihm her, dem Hause zu, den Blick vorwärts auf das Haus gerichtet, ihn nicht ansehend, ihm ihren Schahl lassend, nicht einen Gedanken von ihm habend. Der Schmerz, die Liebe, die Angst hatten ihr auf einmahl jede Schminke ihrer Erziehung abgestreift. Sie war nur das liebende Mädchen."

„Sie flog die Treppe hinauf, und wollte der Fürst sie halten, so rief sie: „„O Sie kennen ihn nicht. Ich kenne ihn!"" Und so eilte sie in ihrer Mutter Zimmer, und hier endlich sich fassend, brach sie, an der Mutter Busen gelehnt, in Thränen aus, erzählte schluchzend die Begebenheit, und verlangte nach Hause, sogleich nach Hause."

„Die Mutter versprach, tröstete, beruhigte, rief im lachenden Zorne: „„Welch ein Kind bist du, Elise! Die Kleinigkeit kann dich so erschüt-

tern?“ “ Die Frau von Heinemann, die von dem Fürsten ein paar Worte gehört hatte, kam dazu. Sie schüttete sich aus vor Lachen, über die empfindsame Schäferinn, die so unendlich viel Geist hatte, und diese Kleinigkeit nicht zu nehmen wußte. „„Elise, was werden alle die Menschen, die Sie anbethen, von Ihnen sagen, wenn Sie — was der Fürst? Der Olof wird Ihnen nicht entlaufen. Ein Ihrer Zauberlächeln, eine Thräne in diesem blauen Himmel Ihres Auges, guter Gott! wie kann man zuweilen bey so viel Geist so kindisch seyn!“ “

„Die beyden Schlangen brachte wohl Elisens Mund zum Lächeln über sich selbst; aber sie rissen aus dem ahnenden Herzen den Schmerz und die Angst über die Zukunft nicht. Elise blieb noch zwey Tage lange hier; aber die Mutter sowohl als die Frau von Heinemann sahen, daß damit weniger als nichts gewonnen war. Elise lief, wie ein unschuldiges, tugendhaftes Bürgermädchen, vor dem Fürsten, als trüge er die Pest an sich. Der Fürst wurde auf die Zukunft vertröstet, und Elise und ihre Mutter fuhren zu Hause.“

„Elisens erste Frage an ihren Bruder war: „„Was macht Olof? Ist er hier?“ “

„„Ja, er hat jetzt seine Prophetenstunden!“ “ antwortete er lächelnd — „wenn du ihn finden willst, er gibt Orakelsprüche über die weibliche Erbsünde, am Sarge seiner Mutter. Ich wette, er ist eifersüchtig.“

„„Am Sarge seiner Mutter?“ “ sagte Elise, sich seufzend abwendend. Sie machte dem Oheim einen Besuch; dann stahl sie sich heimlich durch den Park nach dem Erbbegräbnisse, und sie fand Olof, wie ihr Bruder gesagt hatte, an dem Sarge seiner Mutter.

„Sie wußte, was sie sagen wollte. Sie trat

hinein, sie sagte: „„Olof!“ “ die ausgebreiteten Arme ihm entgegen breitend. „„Olof, kannst du der Geliebten nicht eine Thorheit verzeihen?“ “

„„Hier ist der Ort nicht, wo ich hören kann, was du mir zu sagen hast,“ “ sagte Olof mit einer vom Schmerz gedämpften Stimme. Er führte sie aus dem Gewölbe. Sie erzählte ihm nun, mit Thränen, mit Bitten, mit Liebkosungen ein Mährchen, das alles verschönerte, was sie gethan. Dann hob Olof an: „„Der Fürst liebte dich, Elise, ich liebte dich. Einen von uns Beyden hast du betrogen. Wer der Betrogene ist, das weiß allein der Himmel. Ich nicht! Vielleicht du selbst nicht. Meine Mutter sagte mir sterbend: Du wirst alle Banden zerreißen, wenn sie dir schimpflich scheinen. Ich reichte meiner Mutter die Hand darauf. Ich habe heute hier an dem Sarge, der Asche meiner Mutter, ihrem unsterblichen Geiste den Schwur wiederhohlt. Die Qualen der Hölle sind in meiner Brust, Elise, aber nicht die Hölle. Ich habe dich treu geliebt, so treu, daß ich — O laß uns schweigen! Du hast es gewollt; denn du kanntest mich.“ “

„Sein Ton war so fest, daß sie erstarrte, Er führte sie zu Hause. Dann setzte er sich zu Pferde, und ritt nach dem benachbarten Gute zur Jagd.“

„Elise fühlte fest, sie hatte ihn verloren, den sie unendlich liebte. Ihre Mutter beruhigte sie mit dem Ansehen des Oheims. Aber sie fürchteten beyde, daß der Oheim dem Neffen Recht geben würde, wenn er erführe, was Elise gethan hatte.“

„„Dafür stehe ich,“ meinte Erik mit einem falschen Lächeln — „daß Olof nichts verrathen wird, wenn du selbst schweigen kannst.“

„Ach, das war ein neuer Stachel in Elisens Seele, daß ihr Bruder selbst von Olofs Großmuth versichert war.“

„Olof erhielt von dem Oheim den Befehl, zurückzukommen, und er kam zurück. Elise zitterte, da sie ihn sah. Denn sein Gesicht war kalt, ernst und ruhig. Elise meinte, ihn mit einer stillen Wehmuth zu gewinnen. Vergebens! Er blieb sich gleich. Er war kalt gegen Elisen, so daß es endlich dem Oheim auffallen mußte."

„Er fragte; man antwortete ihm mit Thränen, mit halben Worten. Er erfuhr nichts weiter, als daß Olof seine Neigung gegen seine Muhme geändert hatte."

„Der Graf ließ noch eine Zeit hingehen. Er meinte, Elisens Reitz würde mächtiger seyn, als sein Befehl für den starren Olof. Aber Erik ließ ein Paar Worte fallen, aus denen der Oheim das allerschrecklichste fürchten mußte: daß Olof eine geheime Liebe vielleicht zu einem Mädchen unter seinem Stande hätte. Das erschütterte den Grafen, und er ließ Olof zu sich in sein Cabinett kommen."

„„Olof," sagte er — „du bist zweyundzwanzig Jahre alt. Ich fühle, daß mein Tod nahe ist. Mache dich bereit, deiner Muhme, der Gräfinn Elise, deine Hand zu geben.""

„Olof sah seinen Oheim starr an; dann sagte er langsam: „„Ich sehe den Jammer voraus, mein gnädiger Oheim, der von diesem Augenblick an über uns alle kommen muß. Aber — das kann nicht seyn, theurer Oheim, Elise kann niemahls meine Frau werden.""

„„Das muß seyn, Graf Olof! Das versprach ich deinem Oheim Warner bey seinem Tode. Das muß seyn. Oder du müßtest denn alle dem entsagen, was —""

„„Ich entsage denn, mein gnädiger Oheim, was es auch seyn mag!""

„„Du weißt nicht, junger Thor, was du aufgibst.““

„„Ich weiß es, Oheim! o ich weiß es. Ich gebe auf, was die einzige Bedingung meines Glücks ist, was einmahl die theuerste Hoffnung meines Lebens war.““

„„Unsinniger Mensch denn, was du auch damit meinen magst! du gibst die Ansprüche auf, die ich dir, dir, auf den Reichthum, auf die Ehre meines Hauses gab.““

„„Ich gebe sie auf, um diesen Preis.““

„„Ich gelte so viel bey dem Fürsten, Olof, das bedenke, daß er das Lehn der Güter in Eigenthum verwandelt, so bald ich will. Oder zweifelst du daran? Stützt sich darauf dein Trotz?““

„„O Niemand ist fester überzeugt, daß der Fürst mit Freuden Ihre Wünsche erfüllen wird, und den Bruder Elisen's —““

„„Du bist also deines Willens gewiß, Olof? Rede! aber rede zum letzten Mahl!““

„„Ich kann nicht anders, mein gnädiger Oheim!““

„„Du entsagst also, Bettler?“ fragte der Alte im Zorn.

„„O jetzt,“ rief Olof mit blitzenden Augen — „o jetzt, der Himmel höre mein Wort! jetzt entsagte ich, und hätte Sie mir eine Krone zu biethen, Oheim! Bettler! Bettler! Gott Lob, das bin ich nicht! Ich hätte Ihr Haus mit Schmerz verlassen, Oheim, Sie, Ihr Alter — aber jetzt, der Bettler verläßt es mit Stolz. Ich habe entsagt, Oheim!““

„„So wollte ich, du entsagtest auch dem Nahmen, den ich trage.““

„„Auch dem, Oheim. Sie sehen daß ich kein Bettler bin.““

„Den Nahmen, den du entehren willst, Elender!“ “

„„Oheim! Oheim! Einen Bettler haben Sie mich genennt; aber einen Elenden heißen Sie mich nicht wieder. Noch trage ich den Nahmen Drakenſten. Sie ſollen ihn nicht entehren.“ “

„Stolz ſtanden der alte Graf und der junge gegen einander über. Graf Henning freute ſich über das ritterliche Gefühl ſeines Neffen. „„O es iſt mir lieb, Graf Olof, daß du meinen Nahmen ehrſt; aber wenn du ihn ehrſt, wie kannſt du eine Verbindung ſchließen wollen mit einem Mädchen, deſſen Stand, deſſen Geburt — Olof! o Olof!“ “

„Da brach Olofs Herz im tiefeſten Schmerze; denn er dachte, Eliſe hätte ſo ſich entſchuldigt. „„O, um Gottes Barmherzigkeit willen, Oheim, ich beſchwöre Sie: Wer ſagte Ihnen das? O iſt es noch nicht genug: auch das noch? Wer ſagte es?“ “

„„Erik ließ mich es merken. Aber Olof—“ “

„„„Ich danke Ihnen, mein gnädiger Oheim! Ich danke ihnen! Der alſo? Erik? Der elende Bürger! Der iſt der Bettler!“ “

„„„Nun denn, Olof. Nun denn! So gib deiner Muhme die Hand; ehre mein Verſprechen, ehre deines Oheims Warners Wünſche. Gib Eliſen deine Hand.“ “

„„„Das iſt unmöglich, Oheim. Unmöglich. Nie! nie! “ “

„„„So fahre hin, Undankbarer!“ rief der Graf aufgebracht, und werde ein Bettler! Werde es; aber vor meine Stirn tritt nie wieder!“ “

„„„Ich habe entſagt, Oheim, dem Schwereſten, dem Schönſten, dem Heiligſten; das, dem ich hier noch entſage, dem Reichthume, dem Range, dem Nahmen — ach das iſt nichts!“ “

„„Ich bitte dich, Olof!““ rief der Greis.

„„Bey der Ehre meines und Ihres Nahmens! ich kann nicht.““

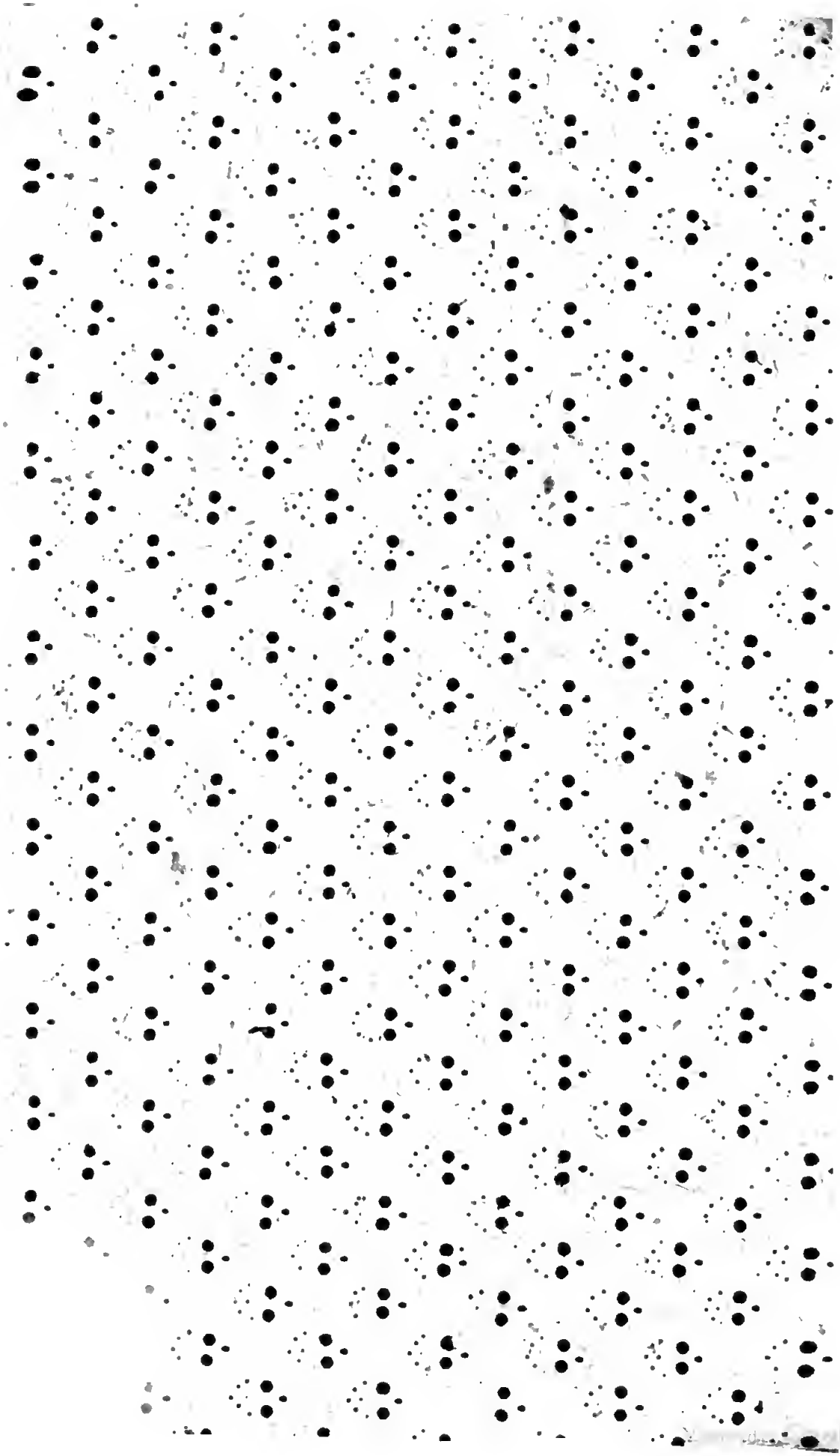
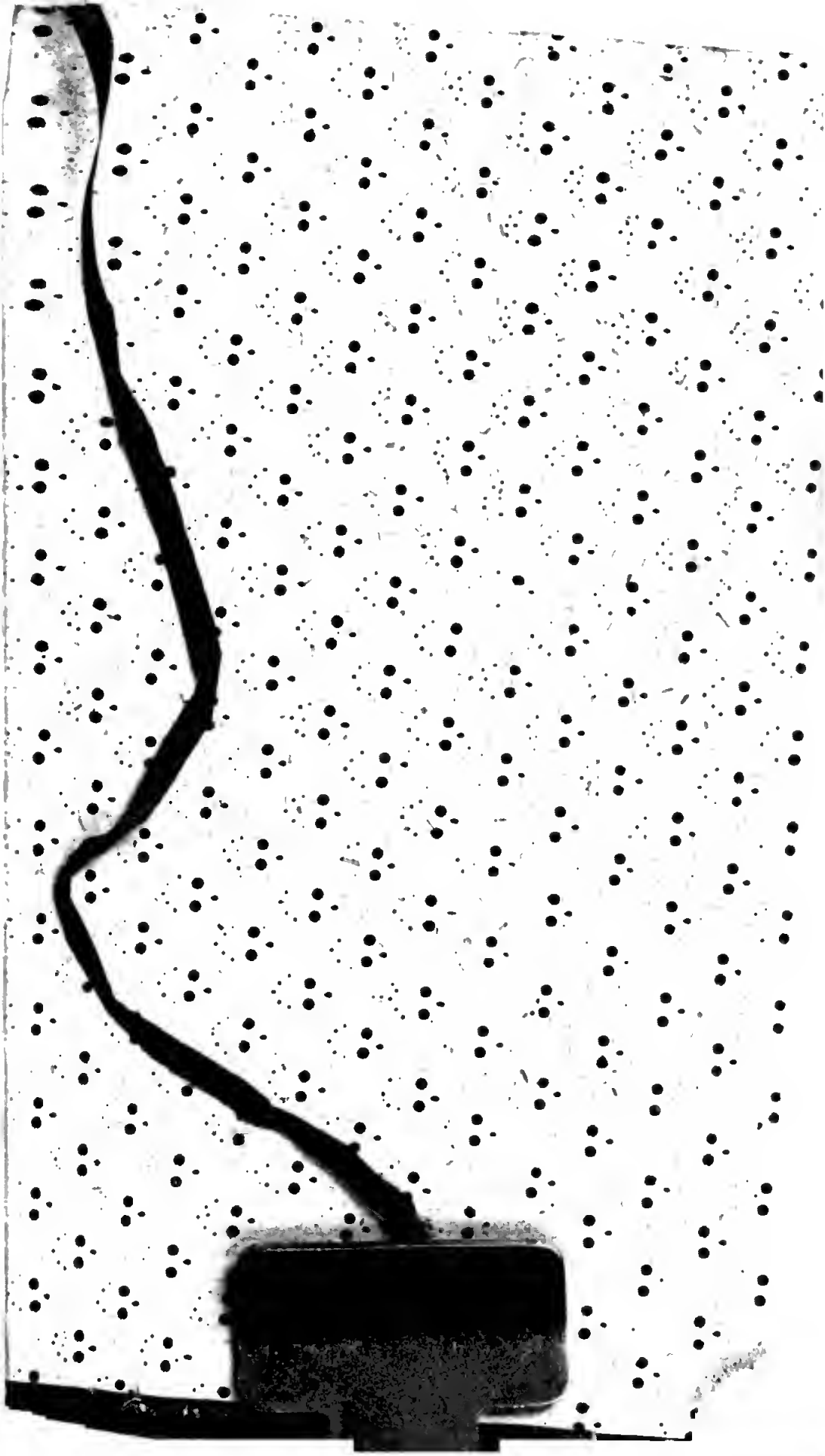
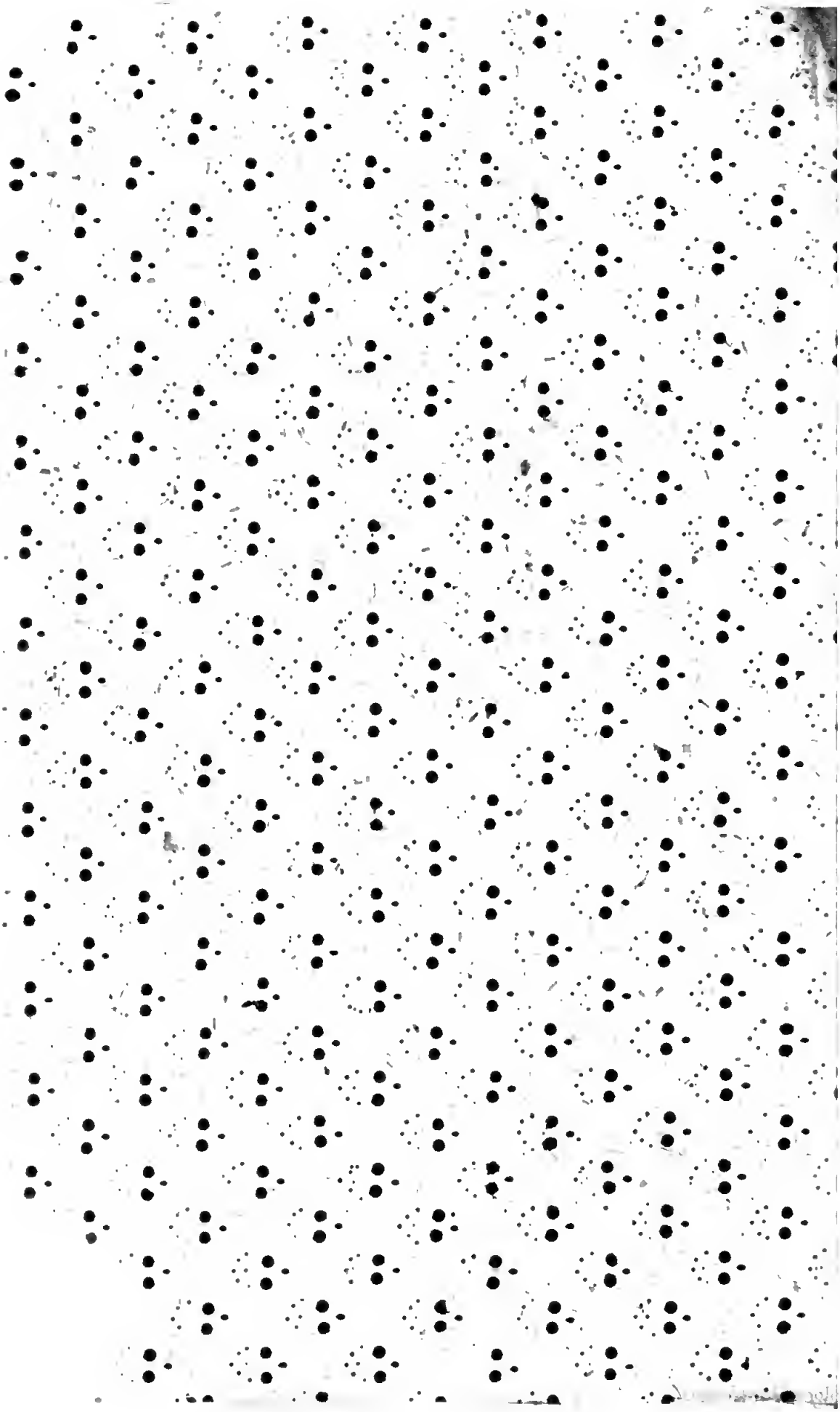
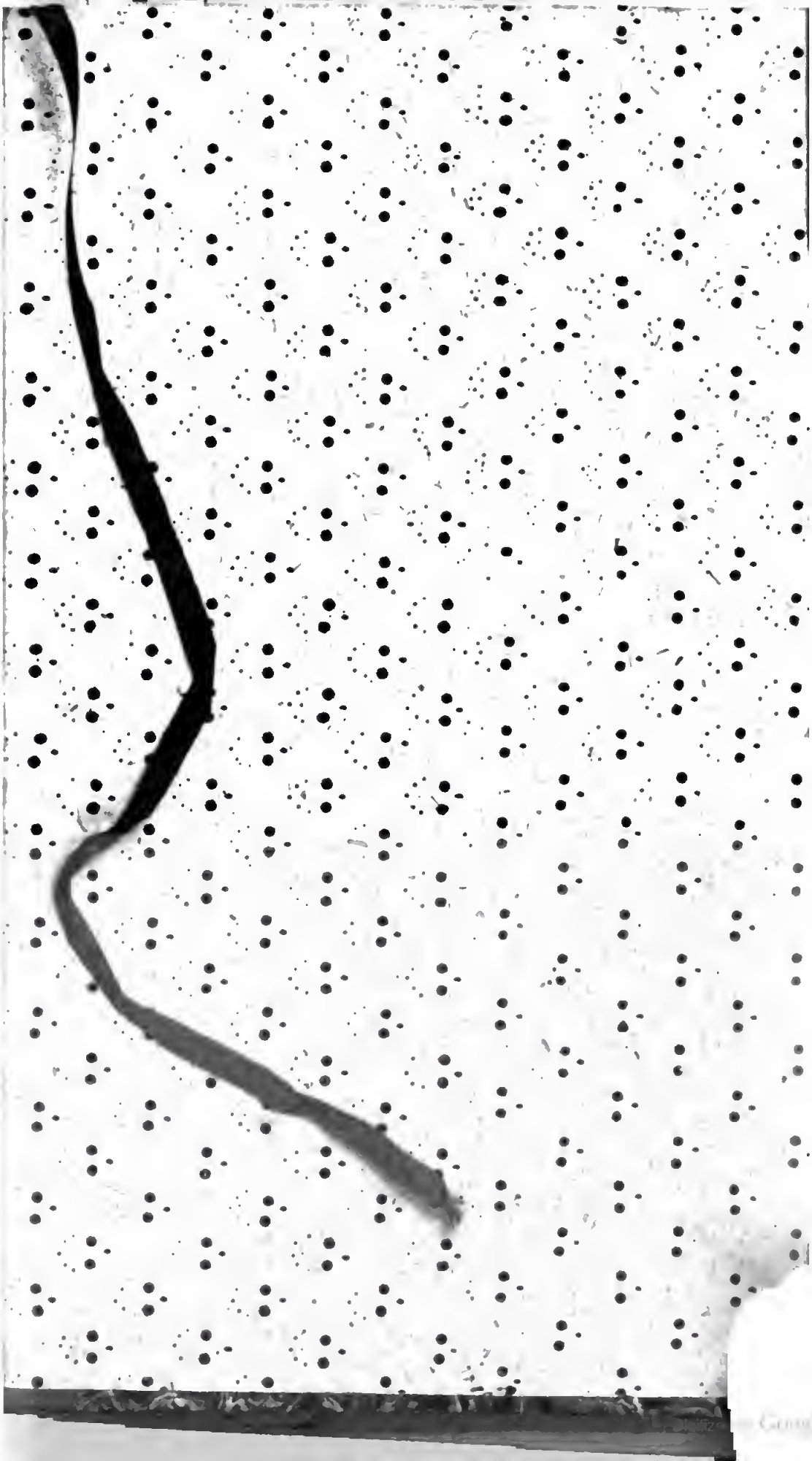
„„Fahr hin denn! rief der Alte, und drehete sich zürnend ab. Olof bückte sich, und er verließ seines Oheims Zimmer.“

„Er ging zu seiner Schwester. Er erklärte ihr ganz kurz, daß er das Haus verlassen müßte. Marie sah zu Boden, und dann sagte sie: „„Ich folge dir bald.““ Die Geschwister theilten der Mutter Vermögen, das in Kostbarkeiten und Papier bestand. Sie redeten ab, wo sich ihre Briefe treffen sollten. Olof schwang sich auf sein Pferd; er ritt traurend vom Hofe ab.“

„In der Allee begegnete ihm Erik. „„Wohin Olof?““

„„Fort von hier, Erik! Sieh, du bist nun der Erbe, und ich verzeihe dir um Elisens willen, des Oheims Haß, und vielleicht auch — o wüßt ich das! — vielleicht auch Elisens Fall. O Böswicht! — Aber ich habe entsagt, der Erbschaft und allem. Nur Erik, Erik — denn dich hasse ich — treffen wir uns im Leben wieder, so thue ja, als kennten wir uns nicht. Berühre mich nicht, nicht mit einem Blicke, nicht mit einem Worte! denn sonst — das merke dir — denn diese Unterredung soll zwischen uns alles entscheiden — denn sonst habe ich nichts entsagt. Ich fordere alles zurück, Alles und die alte Rache für mein Unglück und für deine Bosheit.““

„Das rief er, und mit diesen Worten sprengte er davon.“

Ende des zweyten Bandes.

Österreichische Nationalbibliothek
+Z168531405